

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Tödlicher Vatertag

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Tödlicher Vatertag

John Sinclair Taschenbuch Nr. 52

von Jason Dark

erschienen am 09.07.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Tödlicher Vatertag

Geschäftstüchtige Menschen wollten nicht allein den Muttertag gelten lassen, deshalb erfanden sie den Vatertag. Väter waren viele Männer, auch Mörder und Tödschläger. Manche von ihnen sehnten sich nach ihren Familien zurück. Selbst im Grab noch. Der Tod kennt keine Wiederkehr. Wer sollte den Schwarzen Seelen diesen Wunsch erfüllen? Es gab eine Möglichkeit, und an einem Vatertag waren alle Väter plötzlich wieder da. Diesen Tag werde ich nie in meinem Leben vergessen...

Die Frau hieß Evelyn Binussek, saß mir in meinem Büro gegenüber, schaute mich skeptisch an und sagte nach einer Weile: »Ich möchte von Ihnen eine ehrliche Antwort, Mr. Sinclair.«

»Bitte, ich werde mich bemühen.«

Sie winkte ab und lächelte. »Das ist mir eigentlich zu wenig, denn ich bin nicht zum Spaß zu Ihnen gekommen.«

»Das kann ich mir vorstellen, Mrs. Binussek. Wer geht schon grundlos zur Polizei? Dazu noch zu Scotland Yard! Das kostet immer eine gewisse Überwindung.«

Sie senkte den Kopf und nahm die Tasse mit Kaffee in beide Hände. Glenda Perkins, meine Sekretärin, hatte ihr das Getränk gebracht. Sie schaute auf den Kaffee und schüttelte wieder den Kopf. Es mußte sie Überwindung kosten, den Satz oder die Frage auszusprechen. Sie hatte auch ausdrücklich darum gebeten, mich allein sprechen zu dürfen, und ich hatte zugestimmt. Mein Freund Suko, mit dem ich das Büro teilte, wollte sich in der Zwischenzeit irgendwie in der EDV beschäftigen. Jetzt stellte sie die Tasse weg. Dabei atmete sie ein. Für mich ein Zeichen, daß sie sich entschlossen hatte, endlich zu reden. Und dann kam die Frage für mich völlig überraschend.

»Glauben Sie an die Rückkehr der Toten, Mr. Sinclair?«

Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet. Ich konnte auch sofort keine Antwort finden, strich durch mein Haar und zündete mir eine Zigarette an, um eine kleine Nachdenkpause zu erreichen. Draußen regnete es, aus einem trüben Himmel floß das Wasser, und ebenso trübe war auch meine Stimmung.

»Jetzt sind Sie sprachlos, nicht?«

»Nein, das nicht.«

»Und weshalb bekomme ich keine Antwort von Ihnen?«

Ich war ehrlich. »Diese Frage, Mrs. Binussek, hätte ich von Ihnen nicht erwartet.«

»Was dann?«

»Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls machen Sie mir nicht den Eindruck, als würden Sie sich mit diesem Metier beschäftigen. Die lebenden Toten...«

»Sagen Sie ruhig Zombies, Mr. Sinclair. Ich habe mich vorher informiert.«

»Gut, bleiben wir bei Zombies.«

»Obwohl Sie mir meine Frage noch immer nicht beantwortet haben. Glauben Sie daran?«

»Wenn Sie die Rückkehr der Toten im christlichen Sinne meinen, Mrs. Binussek...«

Sie hob die Hände und unterbrach mich. »Nein, nein, ich sagte Ihnen doch, das nicht. Ich meine die andere, die schreckliche, die grauenvolle Rückkehr.«

»Ja, Zombies kann es geben.«

Sie blickte mich starr an. Nichts regte sich in ihrem Gesicht. Ich hatte das Gefühl, als wäre sie blasser geworden. Einige Sommersprossen traten hervor. Evelyn Binussek war ungefähr 40 Jahre alt. Eine aparte Frau mit schwarzen Haaren, die einen kurzen Schnitt zeigten, durch Föhnen etwas aufgelockert wirkten und ihren Kopf umschmeichelten. Sie hatte dunkle Augen und hochstehende Wangenknochen. Einen schwarzen Pullover trug sie und einen karierten Rock im Schottenmuster. Die Stiefel reichten fast bis zu den Knien. Auf dem Leder waren die Regentropfen bereits getrocknet.

Ihr Atem kam mir auf irgendeine Art und Weise befreiend vor. »Darf ich auch eine Zigarette haben?« erkundigte sie sich.

»Natürlich, gern.« Ich reichte ihr die Packung, und sie nahm sich ein Stäbchen. Feuer bekam sie ebenfalls von mir. »Ich bin froh, daß Sie mich nicht auslachen, Mr. Sinclair.«

»Wie käme ich dazu?«

»Die meisten Menschen hätten mich ausgelacht.« Sie blies den grauen Rauch seitlich über meinen Schreibtisch.

»Dann wären Sie ja nicht zu mir gekommen, wenn ich ein ›normaler‹ Mensch gewesen wäre.«

»Das sicherlich nicht.«

»Kommen wir mal zur Sache, Mrs. Binussek. Haben Sie einen triftigen Grund, an lebende Tote zu glauben?«

»Den habe ich natürlich. Und nicht ich allein. Meinen beiden Freundinnen ist es ebenso ergangen.«

»Wieso?«

»Gesehen habe ich keinen, nur gehört.«

»Ein Zombie sprach zu Ihnen?«

Ich war ein wenig verwirrt.

»Genau das.« Ihre Stimme wurde ein wenig lauter, vielleicht auch schriller. »Es war nicht irgendein Zombie, Mr. Sinclair, sondern mein Mann Claus, der zu mir gesprochen hat.«

»Wobei ich davon ausgehen kann, daß ihr Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt.«

»So ist es.«

Ich runzelte die Stirn. Was sollte ich tun? Der Frau glauben oder sie als hysterisch bezeichnen? Eigentlich machte sie einen viel zu normalen Eindruck. Evelyn Binussek sah aus, als stünde sie mit beiden Beinen im Leben. Und sie hatte auch während unseres Gesprächs die Ruhe bewahrt. Ob sie dabei unter starkem Druck stand oder nicht, wollte ich dahingestellt sein lassen.

»Ihr Mann hat sich also mit Ihnen in Verbindung gesetzt?«

»So ist es.«

»Können Sie das beweisen?«

Mrs. Binussek warf mir einen etwas längeren Blick zu, nickte und drehte sich auf dem Besucherstuhl, da sie ihre Tasche an sich nehmen wollte, die sie über die Lehne gehängt hatte. »Ja, Mr.

Sinclair, das kann ich beweisen, denn mein Mann wollte dies sogar. Ich nehme es jedenfalls an.« Sie öffnete die dunkle Tasche und nahm eine Kassette hervor. Behutsam legte sie sie auf den Schreibtisch, der zwischen uns stand.

»Das ist der Beweis. Darauf befindet sich die Stimme meines Mannes.«

»Und wann hat er mit Ihnen geredet?«

»Vor drei Tagen. Haben Sie einen Recorder?«

»Natürlich.« Ich öffnete eine Schublade an der Seite des Schreibtisches und holte den Recorder hervor.

»Die Kassette war leer«, erklärte sie mir. »Es ist also nur die Stimme meines verstorbenen Mannes darauf.«

»Wir werden sehen.« Ich legte das Band ein. Es war still geworden. Nur das Geräusch der zufallenden Klappe war zu hören. Mrs. Binussek saß schweigend und sehr gespannt vor mir. Ihre dunklen Augen waren starr auf den Recorder gerichtet. Auf der blassen Stirn sah ich die ersten kleinen Schweißperlen. Sie stand unter einem hohen seelischen Druck, obwohl ihr äußerlich kaum etwas anzumerken war. Ich drückte die entsprechende Taste und setzte somit das Laufwerk in Bewegung.

Zunächst vernahmen wir beide nichts, außer einem leisen Rauschen, das aus dem Lautsprecher drang.

»Wir müssen noch etwas warten«, erklärte sie.

Ich nickte, lehnte mich zurück und leerte meine Tasse. Kaum hatte ich sie abgestellt, als die ersten Töne erklangen. Von einem Sprechen konnte man da noch nicht reden. Es waren lallende, stöhnende Laute. Dazwischen ein widerliches Grunzen, das man auch hätte als Lachen bezeichnen können. Insgesamt gesehen Laute, die einen Menschen erschrecken konnten und die ich von Zombies her kannte.

»Gleich ist es soweit!« flüsterte sie. Evelyn Binussek umklammerte

mit beiden Händen das Leder ihrer Handtasche so hart, daß die Fingerknöchel scharf hervorsprangen. Es mußte schlimm für sie sein, die Stimme ihres verstorbenen Mannes zu hören, auch wenn sie die Aufnahme schon einige Male hatte ablaufen lassen.

»Hallo, Evelyn...«

»Da ist es, Mr. Sinclair!«

Die ersten beiden Worte hatten dumpf und gleichzeitig rauh geklungen, allerdings ziemlich gut zu verstehen. Der Gruß eines Mannes an eine Frau, aber irgendwie nicht echt oder ehrlich, sondern heimtückisch gesprochen.

»Na, Evelyn, bist du überrascht, meine Stimme zu hören?«

Ich schaute mir die Frau an. Diesmal sah ich Tränen in ihren Augen.

»Evelyn, ich melde mich bei dir, weil ich nicht tot bin. Ich habe das immerwährende Leben. Ich komme zurück. Ich werde am Vatertag meinen großen Auftritt haben. Und nicht nur ich, liebe Evelyn. Du kannst dich freuen, mich wiederzusehen. Du hast mich doch geliebt, oder? Hast du das nicht immer gesagt? Also, freue dich darauf, mich bald in die Arme schließen zu können. Mich, deinen Mann, der gleichzeitig ein Zombie ist, ein lebender Toter. Liebe versetzt Berge, hast du immer gesagt. Sie kann auch Grenzen und tiefe Gräben überwinden. Du warst psychologisch immer so auf der Höhe, hattest für alles Verständnis. Jetzt mußt du auch für mich Verständnis haben, wenn ich zurückkehre und meinen kalten Körper an dir wärmen will. Ach, es wird dein...«

»Schalten Sie ab, Mr. Sinclair, bitte!« Evelyn Binussek sprang plötzlich auf. Sie schaute mich flehend an, und ich drückte auf die Stopptaste, genau in dem Augenblick, als ein schauriges Lachen erschallte, das der Sprecher als Ausklang seiner Worte hinzugefügt hatte.

»Möchten Sie einen Whisky?« fragte ich sie.

»Ja, bitte!«

Ich holte eine Flasche und ein Glas. Einen Doppelten schenkte ich der Frau ein, die vor Panik grau geworden war. Ich sah zu, wie sie trank. Dabei zitterten ihre Hände, und sie hielt das Glas mit zehn Fingern fest, während sie starr nach vorn schaute.

»War es tatsächlich Ihr Mann, Mrs. Binussek?«

»Natürlich.«

»Nicht daß er die Sätze vor seinem Tod schon auf die Kassette gesprochen hat, um Sie in Angst und Schrecken zu versetzen.«

»Nein, das ist unmöglich. Ich habe die Kassette erst vor zwei Wochen gekauft. Sie sollte für meine beiden Kinder sein. Da ist alles echt, ich habe nichts getürkt. Weshalb auch?« Sie schaute mich an.

Ja, weshalb auch, dachte ich und hob die Schultern, bevor ich wieder meinen Platz hinter dem Schreibtisch einnahm. »Nichts getürkt«, murmelte ich. Ihr Mann will also als Zombie zurückkommen.

»Und nicht nur er, Mr. Sinclair. Seine beiden Freunde auch. Es sind also drei.« Zur Unterstreichung ihrer Worte hob sie die entsprechende Anzahl von Fingern und schaute mich starr an...

Das war in der Tat eine Überraschung. Ich räusperte mich.

»Drei?« fragte ich nach.

»Ja.«

»Aber weshalb kehrt Ihr Mann nicht allein zurück?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Weil Jerome, Eric und er gewissermaßen eine Clique bildeten. Die EG-Clique haben sie immer gesagt. Wir sind Engländer, auch wenn sich der Name Binussek nicht so anhört. Silvie und Jerome Woeber kommen aus Belgien, Brigitte und Erich Buchwald aus Deutschland. Sie wohnen in der Nähe von Köln...«

»Und sie waren oft zusammen?« fragte ich.

»Seit der Studienzeit. Und Vatertag war ihr höchster Feiertag...«

Evelyn legte ihre Hände gegeneinander. Mit leiser Stimme fuhr sie

fort.

»Nun hat der Vatertag für mich und die anderen eine sehr tragische und schlimme Bedeutung bekommen. Denn an dem Vatertag vor einem Jahr starben sie alle.«

Ich schwieg für einen Moment. Dann sagte ich: »Die Frage klingt dumm, Mrs. Binussek, aber ich muß es wissen. Starben sie zur selben Zeit?«

»Ja.«

»Und die Umstände?«

»Ich habe keine rechte Ahnung. Wir Frauen waren ja nicht dabei. Sie hatten sich wieder in der Schweiz getroffen und zogen los. Man hat sie später gefunden. In den Bergen, im Gelände, in der Nähe eines Wasserfalls, wo sie ein Picknick machen wollten. Alle waren tot, und die Zungen hingen aus ihren Mündern. Sie waren blau angelaufen, es war wirklich schlimm, Mr. Sinclair.« Evelyn Binussek holte ein Taschentuch hervor und tupfte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. »Wir haben sie dann in der Schweiz beerdigt, sie nicht überführen lassen. Ich glaube, daß es ihr Wunsch gewesen ist, weil sie das Land so liebten...«

»Wo ist das denn passiert?« fragte ich.

»In der Nähe des kleinen Dorfes. Es heißt Kandersteg und ist recht bekannt, weil es am Lötschbergtunnel liegt. Das ist der Zugang zum Kanton Wallis. Dort geht es mit dem Wagen nicht mehr weiter. Sie müssen auf den Verladezug, der Sie und Ihr Auto durch den Tunnel nach Goppenstein bringt. Eine herrliche Gegend, auch ein wunderschöner Friedhof, auf dem die drei Freunde liegen. Aber daß sie jetzt zurückkommen wollen?« Evelyn weinte jetzt lauter. »Ich kann es nicht fassen. Stellen Sie sich vor, mein Mann würde sein Versprechen einlösen. Ein Toter will sich an mir wärmen. Ein Mensch, der ein Jahr in der kalten Erde gelegen hat. Das ist unfassbar, unglaublich.« Sie schüttelte sich, als hätte sie jemand mit

eiskaltem Wasser übergössen.

Ich strich über mein Haar. »Ja, das ist in der Tat nicht einfach«, gab ich murmelnd zurück. »Und für Sie wird es vielleicht noch schlimmer, denn ich muß Ihnen eine bestimmte Frage stellen.«

»Bitte, Mr. Sinclair!«

»Hatten die drei Männer vielleicht Kontakt zu irgendwelchen schwarzmagischen Kreisen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Glaubten sie an teuflische Kräfte. Haben sie vielleicht der Hölle gedient?«

»Nein, wo denken Sie hin!« Sie schüttelte den Kopf. »Das... das ist unmöglich. So gut kannte ich meinen Mann.«

»Und wenn er sich mit seinen Freunden getroffen hat?«

»Auch sie waren völlig normal. Man konnte alle drei als gläubig, im kirchlichen Sinne bezeichnen. Da war nichts mit Magie und so. Das hätte ich bemerkt.«

»Okay, lassen wir das vorerst einmal dahingestellt sein, Mrs. Binussek. Etwas anderes will ich Sie fragen. Ihr Mann hat ja davon gesprochen, zurückzukehren. Was wollen Sie tun? Haben Sie sich schon Gedanken darüber gemacht?«

»Nicht nur ich. Auch Silvie Woeber und Brigitte Buchwald. Sie haben zwar keine Nachricht bekommen, dennoch fühlen sie sich betroffen und angesprochen. Aus diesem Grunde haben wir uns auch entschlossen, der Gefahr ins Auge zu sehen.«

»Sie wollen nach Kandersteg?«

»Ja. Und ich möchte Sie bitten, uns zu begleiten!«

»So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht«, erwiderte ich lächelnd. »Wie sind Sie überhaupt auf mich gekommen?«

»Ich habe mal etwas über Sie in der Zeitung gelesen. Fahren Sie also mit?«

»Wahrscheinlich. Ich muß mich natürlich noch mit meinem Chef

absprechen, aber eigentlich steht einer Reise nach Kandersteg nichts im Weg.«

Ihre Augen wurden groß. »Glauben Sie mir wirklich, Mr. Sinclair?«

»Ich gehe davon aus, daß Sie mich nicht belogen haben.«

Ein glückliches Lächeln überflog das Gesicht der jungen Witwe. »Das werde ich Ihnen nie vergessen.«

Ich winkte ab. »Soweit ist es noch nicht, Mrs. Binussek. Wir müssen vor allen Dingen versuchen, den Fall so emotionslos wie möglich anzugehen. Sollten wir uns tatsächlich am Vatertag treffen, so halten Sie sich bitte zurück. Das gleiche gilt für Ihre Freundinnen. Und noch etwas: Lassen Sie Ihre Kinder zu Hause!«

»Das versteht sich.« Sie schaute mich forschend an. »Wann können Sie denn fliegen?«

»Ich weiß es noch nicht genau...«

»Silvie, Brigitte und ich haben bereits gebucht. Wir werden uns in Zürich treffen.«

»Und wo wohnen Sie in Kandersteg?«

»In einem Hotel, in dem auch unsere Männer stets abgestiegen sind. Es ist das Royal Gemmi, das erste Haus am Platz. Ein wunderschönes Hotel. Nicht zu groß, herrlich gelegen, mit einem phantastischen Garten...« Sie schluckte und begann wieder zu weinen. »Nun ja, das ist vorbei.« Evelyn Binussek hatte Mühe, sich zu beherrschen.

»Ich kann Sie im Laufe des Tages also noch erreichen?« erkundigte ich mich.

»Natürlich.« Sie holte eine Karte aus der Handtasche. »Hier steht meine Anschrift.«

»Danke sehr.«

Bevor sie zur Tür ging, schaute sie mich noch einmal an. »Und Sie werden wirklich alles tun, um diesen schrecklichen Fall

aufzuklären?«

»Wenn ich nach Kandersteg komme, sicherlich.«

»Danke, Mr. Sinclair. Auch die anderen beiden werden froh sein, wenn ich es ihnen sage. Ich telefoniere noch mit Belgien und Deutschland.«

»Tun Sie das.«

Ich brachte die verzweifelte Frau noch bis zum Fahrstuhl. Dort drückte sie mir noch einmal die Hand. Als sich die Tür des Lifts schloß und ich zum letztenmal einen Blick in ihr Gesicht warf, sah ich wieder die Tränen.

»Es wird schon gut werden«, sagte ich.

Evelyn nickte. Die Tür schloß sich, der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung, und die Frau war meinen Blicken entschwunden. Ich blieb noch für einen Moment im Gang stehen und atmete tief durch, während ich über den außergewöhnlichen Besuch dieser Frau nachdachte.

Es war nicht einfach, ihr zu glauben. Andererseits sah ich keinen Grund, dies nicht zu tun. Nach dem Warum und Wieso wollte ich jetzt noch nicht fragen. Ich nahm es zunächst einmal als Tatsache hin, daß Evelyn Binussek Kontakt zu ihrem verstorbenen Mann gehabt hatte. Er hatte sich bei ihr gemeldet, jetzt mußten wir weitersehen. Mit etwas müde wirkenden Schritten ging ich wieder zurück. Im Vorzimmer sprach mich Glenda, meine Sekretärin, an. »Die Frau kam mir verzweifelt vor.«

»Das war sie auch.« Ich nahm auf der Schreibtischkante Platz. Glenda wußte, was ich jetzt benötigte. Sie schenkte mir eine Tasse Kaffee ein. Ich nahm Zucker und rührte um.

»Willst du es mir nicht erzählen?«

»Doch.« Mit wenigen Worten faßte ich den Bericht der Besucherin zusammen.

Glenda hörte zu und wurde bleich. »Aber das ist ja furchtbar!«

flüsterte sie.

»Falls es stimmt«, schränkte ich ein.

»Und du willst in die Schweiz?«

»Ja. Ich habe mich entschlossen. Denk mal nach! Wenn in einem Urlaubsort wie Kandersteg drei Zombies umherirren, kann das zu einer Katastrophe führen. Du weißt selbst, wozu lebende Tote fähig sind. Die kennen keine Rücksicht. Menschenleben bedeuten ihnen überhaupt nichts.«

»Ich weiß. Willst du allein fahren?«

»Da müßte ich mit Sir James sprechen. Ich weiß nicht, ob Suko mit von der Partie sein wird.«

Wie auf's Stichwort öffnete sich die Tür. Suko betrat das Vorzimmer.

»Habt Ihr von mir gesprochen?«

»Ja.«

»Hoffentlich nur Gutes.«

»Kann man von dir etwas Schlechtes behaupten?«

»Dir traue ich alles zu, John.«

Ich berichtete abermals von der Kassette.

Mein Freund und Kollege wiegte den Kopf. »Kandersteg könnte mir schon gefallen.«

»Mir auch, aber ob es unserem Chef gefällt, daß wir zu zweit fahren, weiß ich nicht.«

»Du kennst ihn ja...«

Das Telefon meldete sich. Glenda hob ab und sagte: »Ja, die beiden sind hier, Sir.«

Sie legte wieder auf. »Ihr sollt zu ihm kommen.«

»Wie klang seine Stimme?« fragte ich.

»Brummig.«

»Ich sehe meine Flugchancen schwinden«, tönte Suko und bekam auch recht, denn als sich Sir James meinen Bericht angehört hatte,

schüttelte er den Kopf.

»Wenn überhaupt jemand von Ihnen in die Schweiz fliegt, wird es John Sinclair sein.«

»Und weshalb, Sir?« fragte Suko.

»Weil es sonst Ärger mit der Abrechnung gibt. Ich habe gestern einen Bericht bekommen. Angeblich haben wir zuviel Geld ausgegeben...«

»Unsere Abteilung?«

»Nein, John, aber man klammert uns aus den Gesamtausgaben nicht aus. Es soll gespart werden.«

»Und damit beginnt man bei mir«, stöhnte Suko.

»So ist es leider. Zudem weiß ich noch nicht, ob tatsächlich etwas an der Sache...«

»Sir«, unterbrach ich ihn. »Ich habe die Frau erlebt und auch das Band abgehört.«

»Das heißt, Sie glauben ihr?«

»Ja.«

»Mehr auch nicht. Glauben heißt nicht wissen.«

»Sir, die Beweise muß ich erst beschaffen. Das ist bei jedem Fall so, wie Sie wissen.«

»Ja, ja.« Sir James ging um seinen Schreibtisch herum und ließ sich im Sessel nieder. »Ich verstehe alles, aber da ist dieser verdammte Schrieb gekommen, daß wir sparen sollen. Da muß einer von Ihnen einfach in London bleiben und die Stellung halten. Da die Frau Sie ja angesprochen hat, John, werden Sie auch fliegen.«

»Aber nicht im Gepäckraum.«

»Wieso?« Sir James schaute mich irritiert an.

»Das soll ja billiger sein, habe ich mir sagen lassen...«

Der Schnee war noch nicht getaut, und so lag die weiße Pracht bis in das Tal hinein, in dem der kleine Ort Kandersteg in ungefähr 1100

Meter Höhe liegt.

Weder im Sommer noch im Winter herrscht hier großartiger Touristenrummel. Es gibt keine großen Hotelpaläste, dafür kleine Pensionen, Ferienwohnungen und auch nette Hotels, wo noch der Gast König ist. Die Ruhe des Ortes ist schon als sprichwörtlich zu bezeichnen, obwohl Kandersteg am Lötschbergtunnel liegt. Hier befindet sich die Auto-Verladung für eine wichtige Nord-Süd-Strecke, der Durchgang zum Wallis. Man hatte auch beim Bau der Autostraße mitgedacht, denn die Fahrbahn führte nicht durch den Ort, sondern umging ihn. Urlauber und Einheimische wurden durch keinen Verkehrslärm gestört, es sei denn, der Wind trug die Geräusche der anrollenden Züge herbei, aber das gehörte einfach dazu.

In Kandersteg gab es alles. Lebensmittelgeschäfte, Metzgereien, Andenkenläden, Tea-Rooms, Café, auch zwei Seilbahnen. Eine führte hoch zum Oeschinensee, die andere brachte die Besucher in Richtung Gemmipaf.

An der Südseite war der Schnee bis auf einige Flecken weggetaut, und da blühten die ersten Blumen bereits auf den Almen. Hin und wieder strich ein warmer Wind durch das Tal, der die Menschen ins Freie lockte. Der Frühling kündigte sich an. Manche Hotels hatten geschlossen. Da wurde geputzt, renoviert und gebaut, um für den Sommertourismus eingerichtet zu sein.

Noch waren die Tage ziemlich kurz, und die Dunkelheit kam immer sehr schnell. Blaugraue Schatten fielen auf den Ort, nur durchbrochen von einzelnen Lichtern, die hinter den Scheiben der Hotels und Pensionen leuchteten. Dann leerten sich auch die Straßen. Es gab kein Nachtleben in Kandersteg, und Touristen, die jetzt hier wohnten, erlebten die absolute Ruhe. Ihre Nerven erholten sich. Besonders ruhig war es auf dem kleinen Friedhof. Er lag nicht weit von der Kirche entfernt, deren Abendglocke schon geschlagen hatte.

Auch die letzte Messe war vorbei, und der Ort schien unter einer

Schweigeglocke zu liegen.

Selbst am Bahnhof war es still. Es fuhr an diesem Abend nur noch ein Zug durch den Tunnel, aber der würde später kommen. Niemand ahnte, daß sich in diesem idyllischen Ort der Schrecken vorbereitete, um grausam zuzuschlagen.

Wer glaubte schon an Zombies oder lebende Leichen. Das waren Dinge, die in das Reich der Fabel gehörten. Es gab zwar einige abergläubische Menschen, aber sie legten mehr Wert auf die alten Geschichten, die mit Kandersteg in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, denn man munkelte, daß beim Bau des Lötschbergtunnels nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Da waren Unglücke passiert, über die auch Jahre später nur flüsternd gesprochen wurde.

Auch über den Friedhof legten sich die langen, blauen Schatten der Dunkelheit. Wer gute Augen hatte, sah den Kirchturm, der sich scharf von der Finsternis abhob.

Im Hintergrund wuchsen die Berge in den Himmel. Über 3000 Meter hohe, gewaltige Klötze, uneinnehmbar, wie stumme Wächter eines kleinen Tals, das vor Hunderten von Jahren einmal das Ende der Welt bedeutete.

Und das Grauen spürte, daß seine Zeit allmählich gekommen war. Noch hatte es sich zurückgehalten, aber es mußte einfach den schwarzmagischen Gesetzen gehorchen und machte sich bereit, seine Wohnstatt zu verlassen.

Noch barg der Friedhof dieses tödliche Geheimnis, und auch nicht der einsame Wanderer, der die Mauer passierte, ahnte etwas davon. Sonst wäre er nicht so fröhlich weitergegangen, um die Hauptstraße zu erreichen, an der auch die Jugendherberge lag. Seine Schritte verklangen.

Es wurde still...

Wenn die Sonne schien, berührte der Schatten des Kirchturms den

Friedhof. In der Nacht war es allein die Finsternis, die den Totenacker wie einen Mantel umhüllte.

Manchmal leuchteten auch die Grabsteine. Es kam stets darauf an, aus welchem Material sie waren. Nur die Metalleinschlüsse im Gestein gaben das Leuchten ab.

Die Gräber waren sehr gepflegt. Man legte Wert darauf, auch die Ruhestätten der Toten dem allgemeinen Eindruck des Dorfes anzupassen. Viele Gräber wurden einmal in der Woche geschmückt, bekamen frische Blumen oder wurden gereinigt.

Nur die drei hinter der hintersten Ecke des Friedhofs nicht. Sie wirkten verwildert, besaßen auch keinen stehenden Grabstein mehr, und auch Kreuze waren nicht vorhanden.

Dafür flache Steine, die schräg auf dem Boden lagen, so daß man bequem die eingravierten Namen lesen konnte.

Nur die Namen, mehr nicht.

Claus Binussek!

Jerome Woeber!

Erich Buchwald!

Drei Namen, drei Schicksale. Wer die Kandersteger darauf ansprach, der bekam zumeist ausweichende Antworten, weil der Tod dieser drei Menschen einfach nicht in die dörfliche Urlaubsidylle hineinpassen wollte. An einem Vatertag waren sie gestorben. Über die Umstände hatte man nachgedacht, sie aber nie aufklären können.

Man wollte auch nicht reden. Irgendein Geheimnis lag über dem Ableben der drei Männer, und es sollte auch weiterhin ein Geheimnis bleiben. Aber nicht alles, was in der Erde liegt, will die Erde halten. Wenn ein böses schwarzmagisches Erbe versucht, die Kräfte des Guten zu unterdrücken, müssen sich diese wehren.

Und so geschah es auch auf dem kleinen Friedhof. Man wollte das nicht, was an der Friedhofsmauer lag. Kein mit einem Fluch des Bösen beladener Leichnam sollte die Ruhe der Gerechten stören,

deshalb mußten die Toten abgestoßen werden.

Ein Jahr hatten sie unter der Erde gelegen.

Jetzt war die Zeit reif.

Die Toten mußten raus. Der alte Fluch sollte sich erfüllen, und es hatte bewußt die drei Fremden getroffen.

An der Mauer tat sich etwas.

Zuerst flog eine Amsel erschreckt hoch. Sie hatte in den Zweigen eines Baumes geschlafen, war plötzlich erwacht, weil das sensible Tier von einem Hauch gestreift worden war, der von einem Menschen nicht bemerkt worden wäre. Der Hauch des Bösen...

Und er verdichtete sich. Unsichtbar lag er über dem Friedhof, berührte alles, was sich in seiner Nähe aufhielt, und manche Grabsteine leuchteten plötzlich heller auf.

Daran trug nicht der Hauch die Schuld. Es war vielmehr der Mond der sich am Nachthimmel zeigte und sein bleiches Licht in Richtung Erde schickte.

Er verschonte auch das kleine Tal nicht, in dem Kandersteg lag. Sein Ziel schien der Friedhof zu sein, über den sich die bleiche Lichtfülle ergoß.

Sie fiel ebenfalls auf die drei schräg im Boden stekenden Grabsteine, so daß die eingravierten Namen der hier Begrabenen deutlich zu sehen waren. Nahe der Gräber wuchsen Vogelbeerbüsche. Im Sommer warfen sie Schatten, jetzt besaßen sie weder Blätter noch Blüten. Ihre Zweige sahen aus wie kahle, dünne Arme.

Wenn der Nachtwind über die Mauer des Friedhofs wehte und sie berührte, zitterten sie, als würde eine Hand an ihnen rütteln. Der Boden des Friedhofs war ruhig. Die Toten sollten nicht gestört werden, und doch geschah etwas kaum Glaubliches. Es nahm seinen Anfang an dem Grab, in dem ein Mann namens Erich Buchwald lag. Zuerst geriet der Grabstein in Bewegung. Jemand stieß von unten

gegen ihn, bekam ihn auch ein kleines Stück hochgewuchtet, dann fiel er wieder zurück und blieb schräg liegen.

Ein erster Versuch...

Die Ruhe blieb...

Nach einer Minute ungefähr bewegte sich der Stein abermals. Und diesmal war die unerklärbare Kraft stärker, die gegen seine Unterkante drückte und ihn soweit in die Höhe stemmte, daß er plötzlich auf seiner schmalen Kante stand.

Nicht sehr lange ließ der nächste Stoß auf sich warten. Nach links kippte der Grabstein weg. Mit einem dumpfen Laut fiel er auf den weichen Boden neben dem Grab.

Käfer und Würmer, die an seiner Unterseite Schutz gefunden hatten, krabbelten aufgeregt weg und suchten sich einen anderen Unterschlupf. Wo der Grabstein gelegen hatte, blieb eine dunkle Stelle. Genau ein Viereck malte sich auf der Grabstelle ab. Feuchter Lehm und bröselige Erde vermischten sich dort, und beides geriet in Bewegung, als etwas aus der Tiefe stieg, nachdem es dort genügend Kraft gesammelt hatte. Es kam höher und höher, wühlte immer mehr Erde auf, so daß einzelne Krumen schon vom Grab rollten. Dann durchstieß es den Boden. Es war eine Hand!

Bleich, mit einer dünnen, manchmal gerissenen Haut versehen und vom Mondlicht gespenstisch angestrahlt, so drang sie aus der Tiefe des Friedhofs an die Oberfläche. Sie blieb für eine Weile in dieser Haltung, bevor sich die Finger bewegten, manchmal eine Faust bildeten, sich danach streckten, als wollte der lebende Tote die Geschmeidigkeit seiner einzelnen Finger prüfen.

Er war zufrieden, denn die Hand schob sich weiter, und ein Teil des Armes wurde sichtbar.

Ein Arm, der ebenfalls noch nicht verwest war und an dem sehr deutlich die Sehnen unter dem dünnen Fleisch und der zart wirkenden Haut zu sehen waren, wenn sie zuckten.

Dreck und Schmier hatten ebenfalls eine Schicht gebildet, die auf der Haut lag und ebenfalls am Ärmel des Totenhemdes klebte, das irgendwann einmal weiß gewesen war, jetzt aber grau, stockig und fleckig wirkte.

Ein Toter wollte raus!

Mit der Schulter stemmte er sich gegen das schwere feuchte Erdreich, so daß auf der Oberfläche des Grabes einiges in Bewegung geriet und die Erde zu beiden Seiten der letzten Ruhestätte wegrutschte. Schulter und Kopf erschienen!

Ein schreckliches Gesicht. So bleich, wie man es kaum beschreiben konnte, beschmiert mit Dreck und Lehm, einem schiefen Mund, aber noch nicht verwest, so daß bleiche Knochen hervorgetreten wären. Die magische Kraft, die diesen Toten in den Klauen gehalten und geschützt hatte, schien ihn auf eine gewisse Art und Weise konserviert zu haben. Und er kam weiter. Noch stand er bis zu den Hüften in der feuchten Graberde, schüttelte den Schädel, so daß aus den fahlblonden Haarsträhnen der Dreck geweht wurde.

Ein Zombie war gekommen. Und dieses schlimme Wesen breitete die Arme aus, um sich rechts und links seiner Grabstätte auf dem härteren Boden abzustützen.

Er benötigte noch einen allerletzten Anlauf, um auch die Beine aus dem Erdreich ziehen zu können.

Beim ersten Versuch sackte der lebende Tote wieder zurück. Da wirkte der Boden wie ein Sumpf, der alles umklammern wollte, so daß der Zombie Mühe hatte, sich zu befreien.

Es klappte beim dritten Versuch.

Er war frei!

Den Mund öffnete er weit. Ein erstes Stöhnen drang hervor und unterbrach die Stille des Friedhofs. Es hörte sich triumphierend an, denn dem Zombie gelang es gleichzeitig, auch seinen rechten Fuß aus der Erde zu ziehen. Er hatte freie Bahn.

Für einen Moment blieb er noch neben dem Grab knien, dann schüttelte er den Kopf, als wollte er sich selbst etwas beweisen. Ruckartig stand er auf.

So blieb er stehen.

Der Untote hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten. Als würde ein Orkan über ihn herfallen, so blieb er neben dem Grab, schwankte nach vorn, auch nach hinten, aber er fiel nicht, sondern ging die ersten Schritte nach vorn, wo er die Friedhofsmauer als Ziel anvisiert hatte. Dort fiel er gegen.

Mit den Händen stützte er sich ab, bevor er eine Hand löste und mit fünf Fingern durch sein fahles und gleichzeitig mit Schmutz bedecktes Haar wischte.

Die letzten Käfer, die sich bisher noch an den Fetzen seines Totenhemds geklammert hatten, flohen und verschwanden zwischen den Bodengewächsen.

Nach wie vor stand der Mond am Himmel.

Ein Gestirn, das Licht aussandte und dafür Sorge trug, damit auch höllisches Leben allmählich erwachte und die entsprechende Kraft bekam, um existieren zu können.

Erich Buchwald, vor einem Jahr auf grausame Art und Weise gestorben, drehte sich um.

Sein stierer, lebloser Blick fiel auf die beiden anderen Gräber, die neben dem seinen lagen.

Auch dort tat sich etwas.

Wie schon bei ihm, waren es zuerst die Grabsteine, die den Druck aus der Erde bekamen und aus ihrer Ruhelage gebracht wurden. Sie fielen ebenfalls um, so daß die Hände freie Bahn bekamen, um aus der Erde zu stoßen.

Krallen erschienen, Schultern, Köpfe...

Es war der gleiche, unheimliche Vorgang wie auch bei Erich Buchwald. Und so verließen Claus Binussek und Jerome Woerber

ihre Gräber, ohne daß sie aufgehalten wurden.

Claus Binussek besaß die größeren Kräfte. Er stemmte sogar mit beiden Händen seinen Grabstein noch ein Stück zur Seite, um erst danach den Kopf aus dem Boden stecken zu können.

Im Gegensatz zu Erich Buchwald besaß er dunkles Haar. Wirr lag es auf seinem Kopf, verklebt von Dreck und Lehm. Er hatte die kaum erkennbaren Lippen verzogen, grinste breit und böse, während er versuchte, sein Grab endgültig zu verlassen.

Auch er schaffte es, stieg hervor, blieb neben seiner Ruhestätte stehen und schwankte wie Erich Buchwald, aber er hielt sich auf den Beinen, erreichte die Mauer und blieb davor stehen.

Neben Buchwald fiel er gegen das Gestein, stützte sich zunächst dort ab und drehte sich auch nicht um, damit er dem dritten zuschauen konnte, der aus der feuchten Erde dieses Alpenfriedhofs stieg. Es war Jerome Woeber!

Der Belgier hatte die meiste Mühe. Keiner seiner beiden Zombie-Freunde kam ihm zur Hilfe. Sie ließen ihn allein, und Woeber nahm mehrere Anläufe, um es zu schaffen. Auch er brachte es hinter sich. Er kroch aus dem Grab wie ein Mensch aus einem Sumpf, der ihn im letzten Augenblick freigegeben hatte. Mit den Händen nach Sträuchern greifend, an denen er sich festhalten konnte. Ein paarmal zog er noch die Beine an, bewegte sich trampelnd und erreichte schließlich sein Ziel. Auf dem Bauch blieb er liegen. Erschöpft konnte er als Zombie nicht sein, aber er wollte Kraft tanken und drehte seinen Kopf so, daß er schräg in den Himmel schauen konnte.

Jerome Woeber suchte den Mond!

Nur er konnte ihm Kraft geben, nur er spendete diesen fahlen, gleichzeitig kräftigenden Schein, der es einem lebenden Toten ermöglichte, seine Pläne durchzuführen.

Jerome Woeber kroch weiter, beobachtet von den leblosen Blicken seiner beiden Artgenossen. Niemand half ihm, als Untoter mußte man

allein zurechtkommen.

Woerber kam zurecht. Zuerst kniete er sich hin, schüttelte dabei den Kopf und stand mit einem Ruck auf. Es sah so aus, als wollte er nach vorn fallen, konnte sich im letzten Augenblick noch halten und drehte sich auf der Stelle.

Die leeren Blicke der drei Zombies trafen sich.

Als Lebende hatten sie zusammengehalten, waren Freunde gewesen, und dies sollte sich auch nicht ändern, obwohl sie nur mehr äußerlich zu den Menschen gehörten.

Das Schicksal hatte sie zusammengebracht und eine Naht geschweißt, die auch der Tod nicht zerreißen konnte.

Jerome Woerber war der einzig Bärtige unter ihnen. In seinem langen Kinnhaar bewegten sich noch einige Käfer, die die fransigen Strähnen zum Zittern brachten. Als Woerber den Kopf schüttelte, lösten sich die Käfer und fielen zu Boden.

Die drei Männer trugen die gleichen zerfetzten Totenhemden. Ein Teil des Stoffes klebte noch auf ihrer Haut, und nichts in ihren leeren Blicken deutete daraufhin, was sie vorhatten.

Es war Erich Buchwald, der den Anfang machte. Er drehte sich um, ließ die Mauer los und schritt auf die Ecke des Friedhofs zu, wo zwei Mauern einen Winkel bildeten. Er legte die Hände auf den Rand und versuchte, sich in die Höhe zu drücken.

Das gelang ihm erst beim zweiten Anlauf. Mit einer puppenhaft wirkenden Bewegung hob er das rechte Bein, um es ebenfalls auf die Mauer zu legen.

Bald lag er oben.

Er drehte noch einmal den Kopf und schaute auf seine beiden Artgenossen, die noch vor der Mauer standen.

Erich Buchwald machte kurzen Prozeß. Er gab seinem Körper den nötigen Schwung und ließ sich an der anderen Seite von der Mauer fallen. Mit einem dumpfen Laut landete er am Boden. Schmerzen

verspürte er noch. In dieser Hinsicht unterschied er sich auch nicht von einem Menschen.

Nachdem er aufgestanden war, ging er ein paar zögernde Schritte zur Seite. Kleine, graue Schottersteine knirschten unter seinen nackten Füßen. Sie drangen auch in die Haut, verletzten den Zombie, nur brauchte er sich darum nicht zu kümmern.

Zweimal klatschte es noch.

Als er den Kopf drehte, sah er seine beiden Freunde auf der Erde liegen. Jerome Woerber erhob sich als erster. Er war voll auf das Gesicht gefallen. Die Nase hatte etwas abbekommen und wirkte wie ein über dem Bart stehender Klumpen.

Auch ihm machte dies nichts aus, er setzte sich breitbeinig und torkelnd in Bewegung, um den Weg gehen zu können, den auch die beiden anderen nahmen.

Ihre Blicke richteten sie dorthin, wo noch vereinzelt Lichter brannten. Dort lag das Dorf, dort waren die Menschen, und einige von ihnen wollten sie sich holen.

Aber nicht jetzt.

In der folgenden Nacht.

Bis dahin sollten sie noch zittern.

Die Hütte lag so schräg am Berghang, als würde sie sich ducken und vor den Winterstürmen Angst haben, die hin und wieder mit wahrer Brachialgewalt von den Bergen in das Tal fegten.

Sie hatte alle Stürme überstanden, war aus gutem, harten Holz gebaut, das allerdings im Laufe der Zeit durch die Wechselhaftigkeit des Wetters bleich geworden war, aber nicht verging.

Normalerweise war die Hütte im Winter und in den Übergangszeiten nicht bewohnt. Im Sommer schon, da diente sie als Proviantlager für Mensch und Tier.

Sehr hoch lag sie nicht. Einige Meter tiefer führte ein Spazierweg

vorbei. Es war die Strecke, die geradewegs zum Blausee führte, einer Forellenzucht-Anlage, wo die Fische so zahm waren, daß sie den Menschen das Futter aus der Hand fraßen.

Nicht weit entfernt lag eine Zuchtanlage für Bernhardiner, und manchmal konnte man in der Nacht das Gebell der Tiere hören. Nicht in dieser Nacht.

Außerdem hätten die Zombies es nicht gehört, denn der von der Schneeschmelze her gut gefüllte Kanderfluß rauschte wie ein Wasserfall.

Die Zombies stiegen bergan. Sie hatten gegen die Tücke des Geländes zu kämpfen und waren zu Beginn mehr als einmal schon zurückgerutscht, hingefallen und erhoben sich wie Marionetten, um weiterzugehen.

Gesprochen hatten sie nicht miteinander, denn jedem von ihnen war klar, daß allein nur diese Hütte in Frage kam.

Das hatte seinen Grund. Sie war für die Männer immer ein Ausgangspunkt gewesen. Von hier hatten sie ihre Wanderungen begonnen, ob sie nun zum Oeschinensee, ins Gasterntal oder zum Gemmipäß aufgestiegen waren, die Hütte war so etwas wie eine Zuflucht gewesen.

Ein sehr primitiver Bau. Auch von innen. Es gab nur einen Raum, darüber einen Heuboden, wo das Winterfutter für das Vieh lagerte. Eine Seite wurde von einem Holzstapel eingenommen. Es stand also innen als auch außen das aufgeschichtete, gespaltene Holz. Wie erwähnt, bewohnt war die Hütte nicht, aber sehr bekannt. Auch unter den jungen Leuten in Kandersteg. Daß sie deshalb als Liebesnest sehr gefragt war, verstand sich von selbst.

Es verging kaum eine Nacht, während der sich nicht jemand in der Hütte vergnügte. Die einheimischen jungen Burschen oder Männer trafen stets geheime Absprachen wer sie benutzen konnte. Es gab Nächte, da wurde sogar dreimal gewechselt, aber nur in der

Hochsaison, wenn auch durch Kandersteg manch einsame Touristin schlenderte und etwas erleben wollte.

In dieser Nacht war die Hütte ebenfalls belegt. Diesmal von keiner Touristin. Das Mädchen arbeitete in einem Kandersteger Hotel. Es machte dort eine Lehre.

Aus dem Tessin stammte die Kleine und hieß Maria. Der junge Mann wohnte in Kandersteg, arbeitete allerdings in Bern und kam nur am Wochenende nach Hause.

Freitags traf er sich seit geraumer Zeit mit Maria. Da ihr Chef ebenso streng wie die Eltern des Jungen war, blieb den beiden nichts anderes übrig, als sich in der Hütte zu treffen, wenn sie allein sein wollten. Und diese irgendwie verbotene Romantik genossen beide. Da störte sie auch nicht das Heu, in dem sie lagen, denn sie hatte eine dicke Decke mitgenommen, die selbst den stärksten Halmen einen gewissen Widerstand entgegensetzte.

Eine Heizung gab es in der Hütte nicht. Auch kein elektrisches Licht, aber Christian Rügel, so hieß der junge Mann, hatte auch dieses Problem aus der Welt geschafft.

Wenn er zur Hütte ging, trug er eine Taschenlampe bei sich. Ihren ersten stürmischen Liebesschwung hatten sie schon hinter sich gebracht und lagen beide auf der Decke in völliger Dunkelheit des Heubodens.

Die Kälte spürten sie nicht, denn sie wärmten sich gegenseitig. Die kleine Flasche Pflümli, die sie mitgenommen hatten, war bereits geleert, und man konnte beide nicht mehr als nüchtern bezeichnen. Sie fühlten sich völlig sicher, im Dorf war abgesprochen worden, daß ihnen die Hütte in dieser Nacht gehörte, und daran hielten sich auch die jungen Männer. Das war ein ungeschriebenes Gesetz.

Maria begann plötzlich zu lachen.

»Was hast du?« fragte Chris, als sie sich nicht beruhigen wollte.

»Ich dachte gerade daran, was mein Chef wohl sagen würde, wenn

er uns hier sähe.«

»Der könnte gar nichts machen.«

Maria hob die linke Hand und ließ sie auf dem Bauch des Jungen liegen.

»Und wieso nicht?«

»Weil du nicht seine Leibeigene bist.«

»Das sag ihm mal. Du kennst ihn doch. Er ist ein Moral-Apostel. Wenigstens hier. Was er macht, wenn er nach Zürich fährt, weiß ich nicht.«

»Da gibt es schon einige Dinge.«

Maria richtete sich auf. »Wieso? Woher weißt du das denn? Warst du schon mal da?«

»In Zürich öfter.«

»Ich meine aber in diesen... na, du weißt schon.«

»Nein, bin ich verrückt?« Die Stimme klang empört.

»Das solltest du aber sein. Und zwar nach mir.«

Chris lachte. »Das bin ich auch. Sogar sehr verrückt.« Er griff an seiner Freundin vorbei und fand zielsicher die Taschenlampe, die er sofort einschaltete.

»Nein, nicht!« protestierte Maria. »Du weißt, daß ich es nicht haben kann, wenn es hell ist.«

»Wieso? Darf ich dich nicht ansehen?«

»Doch, aber...«

»Kindchen, stell dich nicht so an. Du bist heiße Achtzehn. Und bei deiner Figur...« Er schwenkte die Lampe im Kreis. Bald traf der Kegel auch das Gesicht des Mädchens.

Maria blinzelte, während sie versuchte, sich unter der Decke zu verstecken. Dagegen hatte Chris etwas. Er riß ihr die Decke weg und warf sich auf seine Freundin, die leise lachte.

»Du bist ja schon wieder in Form«, flüsterte sie.

»Ja!« keuchte er und knabberte an ihrem Ohr, weil er wußte, daß

sie es gern hatte. »Soll ich es dir beweisen?«

»Und wie?«

»Sofort?«

»Noch schneller...« Ihre Stimme erstickte unter seinem brennenden Kuß und dem Spiel der Zungen.

So lagen sie aufeinander. Gesprochen werden brauchte nicht mehr. Ein jeder von ihnen wußte, was der andere wollte.

Die Natur forderte eben ihr Recht.

Und weiterhin fühlten sie sich so sicher. Ihnen konnte einfach nichts passieren. Sie hatten das herrlichste Liebesnest der Welt. Bald war nur mehr das schwere Atmen der beiden jungen Leute zu vernehmen. Es übertönte sogar das Rascheln des Heus. Und die Zombies kamen näher.

Auch wenn sie manchmal auf Händen und Füßen gehen mußten, das Ziel ließen sie nie aus den Augen. Hin und wieder sahen sie die Hütte trotz der Finsternis. Immer dann, wenn ihnen keine Bäume mehr die Sicht versperrten. Sie wußten noch aus ihrem vorigen Leben, daß sie dort einiges finden würden. Zum Beispiel, andere Kleidung. Zwar alte, getragene Sachen, aber besser als zerrissene Leichenhemden. Die Tür war nicht sehr hoch. Zudem hing sie schief in den Angeln und kratzte mit der rechten Seite über den Boden, wenn sie mit einigem Kraftaufwand aufgezogen wurde.

»Bitte, Chris, bitte...!« Maria war überglücklich. Sie lachte und weinte in einem. Es war so herrlich, sich, ohne Angst zu haben, dem Geliebten hinzugeben.

Auch dem Jungen gefiel es, bis er das Geräusch hörte. Chris hatte nicht allein in Kandersteg eine Freundin. Auch in Bern ließ er nichts anbrennen. Er wohnte dort bei einer Wirtin, die sehr gute Ohren hatte und immer dann klopfte, wenn es gerade schön wurde. Deshalb hatte er es sich zur Angewohnheit gemacht, auch in extremen Situationen auf umgebende Geräusche zu achten und sofort zu reagieren, wenn

sie ihm fremd erschienen.

Wie hier.

Maria hatte das Klopfen oder den dumpfen Laut nicht vernommen. Dafür aber der Junge, und plötzlich versteifte sich sein ganzer Körper.

»Nein, nicht!« jammerte Maria. »Nicht jetzt, bitte...!« Sie krallte sich an seiner Schulter fest, doch Christian schüttelte den Kopf.

»Da war was«, sagte er.

»Wo?«

»Draußen.«

»Ein Tier?«

Chris lachte leise. »Das will ich hoffen, aber ich glaube es einfach nicht. Es hörte sich eher nach einem Menschen an.«

»O Gott, mein Chef. Der ist mir nachgegangen und steht bestimmt vor dem Haus...«

»Unsinn, mach dir nur nicht in die Hose!«

»Ich habe ja keine an!«

Normalerweise hätte Chris über die Antwort gelacht, jetzt aber war er doch ernster. »Dann zieh dir eine über, mein Schatz. Schnell, zieh dich an!« Er löschte auch die Lampe und achtete nicht auf ihren Protest, weil Maria jetzt im Dunkeln ihre Kleider suchen mußte. Dem Jungen erging es nicht anders. Einige Male kamen sie sich ins Gehege, schimpften auch flüsternd, aber sie schafften es, in die Sachen zu steigen.

Das Heu raschelte, die starken Halme piekten. Chris behielt stets den Ausschnitt der Tür im Auge, der sich an der Wand abmalte. Dort tat sich noch nichts. Die Tür war nicht festgeschlossen, und wer gute Augen besaß, konnte durch den schmalen Spalt nach draußen schauen, wo es etwas heller war.

Chris Rügel glaubte, den hellen Streifen durch einen Schatten unterbrochen zu sehen. Er konnte sich auch geirrt haben, weil der

Schatten nicht wieder erschien.

»Bist du fertig?« fragte er.

»Ja, nur noch die Schuhe.«

»Okay, dann springen wir runter.«

»Und dann?«

»Mal sehen.« Chris lag nicht mehr. Am Rascheln des Heus war zu hören, daß er sich nach vorn bewegte, und auch die Kante erreichte. Er schaute hinunter. Die Leiter stand ein wenig entfernt. Sie wollte er nicht benutzen. Bei der geringen Höhe konnte man auch springen. Zudem hatte er darin Routine, kam gut auf, drehte sich um und schaute wieder zurück.

Maria hockte noch immer oben. Er breitete die Arme aus. »Los, Mädchen, spring! Ich fange dich schon auf. Du brauchst keine Angst zu haben. Das schaffen wir.«

»Ja, ja.« Sie stieß sich ab. Dicht vor Chris kam sie auf, der sie sofort festhielt und ihre flüsternde Stimme an seinem Ohr hörte.

»Wenn du dich geirrt hast, bin ich sauer.«

»Das werden wir gleich haben.« Chris drehte sich um.

»He, wohin gehst du denn?« fragte Maria, als sie erkannte, daß er nicht den Weg zur Tür einschlug.

Er ließ sich nicht beirren und hob eine Axt hoch, die neben dem innen gelagerten Holzstapel stand. »Falls man uns zu nahe treten sollte«, flüsterte er.

»Unsinn, das ist...«

Er war näher gekommen und legte einen Zeigefinger auf die Lippen.

»Kein Wort mehr«, flüsterte er.

»Und warum nicht?«

»Sei ruhig.« Chris schlich zur Tür. Auf halbem Weg blieb er stehen und beugte sich vor, denn er hatte von draußen ein Geräusch vernommen. Kratzend und auch knirschend, als wenn jemand durch den gefrorenen Schnee lief.

Verdammt, da waren welche!

Nicht nur einer, denn der Schrittfolge nach zu urteilen, mußten es mehrere Personen gewesen sein. »Du«, hauchte Maria. »Da ist jemand.«

»Habe ich auch bemerkt.«

»Und was jetzt?«

»Du verhältst dich ruhig, sonst nichts. Verstanden?«

»Ja, ja.« Maria hatte den Arm gehoben und ihre Faust gegen die Lippen gepreßt. Unter keinen Umständen wollte sie, daß sie durch eine Unbeherrschtheit alles verriet. Chris schlich zur Tür. Er bewegte sich nur auf Zehenspitzen, um die Geräusche so weit wie möglich zu dämpfen. In seinem Gesicht zuckte nicht ein Muskel. Die Haut war straff gespannt, der Blick starr auf die Tür gerichtet, und er hörte auch wieder die Schritte, die sich von der Seite her näherten und genau vor der Tür verstummten.

Auch Chris stand vor der Tür.

Nur eben von innen.

Er war jetzt hundertprozentig sicher, sich nicht getäuscht zu haben, und er wollte den anderen reinlegen.

Das rechte Bein hob er an und drehte den Fuß so, daß die Sohle auf die Tür zeigte.

Für einen Moment zögerte er noch, dann rammte er seinen Fuß heftig nach vorn.

Er traf die Tür in der Mitte, und es war ein wuchtiger, kraftvoll geführter Stoß, der selbst diesen klemmenden Eingang nach außen und damit gegen die Person schleuderte.

Er hörte noch den Treffer und den heulenden Laut, den die Person ausstieß.

Er hätte jetzt hinauslaufen können, wollte aber Maria mitnehmen. Deshalb blieb er noch stehen, drehte den Kopf und zischte: »Los, Maria, komm her, verdammt!«

Sie lief auf ihn zu, als Chris den Schatten sah. Der zweite kam an, und er stellte sich auf die Schwelle.

Claus Binussek war über den am Boden liegenden Erich Buchwald hinweggestiegen und stand geduckt im Rechteck des Eingangs. Chris Rügel aber sah zum erstenmal in seinem Leben einen echten Zombie!

Er konnte es nicht glauben, er wollte es nicht glauben, zudem war es einfach zu finster, um zu erkennen, wer den Weg zur Hütte gefunden hatte. Daß von dieser Person eine Bedrohung ausging, spürte Chris sehr deutlich. Zudem nahm er noch einen Geruch wahr, der ihn an Friedhofserde, Gräber und verwelkte Blumen erinnerte, doch diesen Gestank konnte er irgendwie nicht richtig einordnen. Neben ihm stand Maria. Sie bebte am ganzen Körper, sagte etwas, ohne daß sie sich selbst verstehen konnte, und Chris merkte, daß sich auf seinem Körper kalter Schweiß gebildet hatte.

Der andere ging nicht weiter, aber der zweite hatte sich bereits erhoben, und auch eine dritte Person war zu sehen.

Drei gegen einen.

Der Junge schwitzte noch mehr. Zwanzig Jahre war er alt, er hatte schon vieles im Kino gesehen, harte Action-Reißer und gefährliche Horror-Streifen, aber das war im Kino gewesen, da konnte man die Bedrohung abschalten, indem man den Raum verließ.

Hier nicht.

In dieser Nacht und in dieser Stunde blieb sie. Keiner der beiden wußte, wer sich dort aufhielt, es war einfach zu dunkel, und Maria bat ihren Freund, die Lampe einzuschalten.

»Mach es, bitte!« Sie umklammerte seinen Arm, aber Chris schüttelte sich los. Plötzlich war er froh, sich die Axt geschnappt zu haben. Er hielt sie in der rechten Hand, in der linken die Lampe. Da setzte sich der erste Zombie in Bewegung.

Und genau in diesem Moment schaltete Chris Rügel die Lampe ein

und hob sie so weit an, daß der gelbe Strahl die Gestalt mit all ihrem Schrecken erfassen konnte.

Nicht nur der Junge schrie auf, es war Maria, die plötzlich anfang zu schreien. Sie schüttelte dabei den Kopf, schlug die Hände vor die Augen, weil sie das bleiche, leicht grünlich schimmernde Gesicht mit den toten Augen nicht mehr sehen konnte.

Es war furchtbar...

Für Maria war diese Person kein Mensch mehr, und auch ihren jungen Begleiter traf das Grauen wie ein Tiefschlag. Diese eckigen Bewegungen, der starre Blick, der irgendwie verdreht sitzende Kopf mit dem verdreckten Haar, das alles paßte genau.

Ja, das war einer, ein Zombie!

Chris ächzte vor Angst. Er dachte plötzlich nicht mehr an seine Waffe, die würgende Angst hatte ihn gelähmt. So etwas konnte es nicht geben. Claus Binussek machte einen ersten unsicheren Schritt, achtete nicht auf die niedrige Tür, schlug sich die Stirn, geriet aus dem Gleichgewicht und breitete die Arme aus.

Halt konnte er im Raum nicht finden. Dafür stützten ihn seine hinter ihm stehenden Artgenossen ab und schoben ihn über die Schwelle. Chris war zurückgewichen. Er stand jetzt neben seiner Freundin. Die Lampe zitterte ebenso wie der Junge, und hinter Binussek schoben sich Jerome Woerber und Erich Buchwald in die Berghütte. Sie alle wirkten wie Marionetten, starr, steif, wie eingefroren. Und sie bewegten sich doch.

Christian Rügeis Reaktionen wurden von der Angst diktiert. Obwohl er es nicht bewußt tat, schwenkte er die Lampe, so traf er hintereinander die Gesichter der drei Zombies, wobei eines dem anderen an Bleichheit in nichts nachstand.

Sie alle waren stumpfe, gefährliche Fratzen, hatten nichts Menschliches mehr an sich, und obwohl sie auf gewisse Art und Weise nichtssagend wirkten, ging von ihnen dennoch eine tödliche

Bedrohung aus. Es waren Schatten der Angst, die auch die beiden jungen Menschen nicht verfehlten und ihren Herzschlag in rasende Höhen trieb. Die drei Zombies verteilten sich im Raum. Noch immer wechselte der Lampenschein zwischen den einzelnen Gesichtern hin und her, blieb nie lange auf einem haften, und plötzlich stöhnte Chris so heftig auf, als hätte er einen Schlag bekommen.

»Was ist los?« wisperte Maria.

»Du...du...«, ächzte er. »Die...die kenne ich. Verdammt, die habe ich schon gesehen!«

»Die drei hier?«

»Ja!« schrie er. »Die drei. Das ist unglaublich, einfach nicht zu fassen. Ich habe sie gesehen. Damals, vor einem Jahr ungefähr. Aber da lebten sie noch.«

Das Mädchen hörte kaum die Worte, die es selbst sprach.

»Und was ist jetzt mit ihnen?«

»Sie sind tot.«

Unmotiviert begann Maria zu lachen. »Nein, Chris, nein! Die leben doch, sie...«

»Sind aus ihren verdammtten Gräbern gekrochen!« flüsterte Chris. »Sieh doch, der Dreck, der Lehm, die Leichenhemden. Verdammt noch mal, das paßt alles zusammen...«

Maria stand bewegungslos da, war stumm vor Grauen, hatte die Worte trotzdem verstanden und dachte über sie nach. Wie konnte ein Mensch, der seit einem Jahr in der Erde lag, wieder zurückkehren? Der mußte doch längst verwest oder verfault sein, so schlimm sich dies auch anhörte. Sie dachte plötzlich an ihren Großvater, der aus Sizilien in das Tessin gekommen war. Der alte Mann hatte auch noch an Spukerscheinungen geglaubt. Die Jüngeren hatten ihn deswegen stets ausgelacht. Nun das hier...

Das absolute Grauen, der eiskalte, auf das Nervenzentrum zielende Horror in dieser idyllischen kleinen Stadt inmitten der herrlichen

Berglandschaft.

Zombies — lebende Tote, der tödliche Wahnsinn. Robotkiller ohne Seele und Leben, die dennoch existierten und einem Trieb gehorchten, der für Menschen nicht zu begreifen war.

Maria stand einfach nur da und hatte Angst. Fürchterliche Angst, doch gleichzeitig erwachte auch in ihr so etwas wie eine Kämpfernote. Wie hatte ihr Großvater noch gesagt, bevor sie aus dem Tessin ins Berner Oberland ging?

›Mädchen, du darfst alles machen. Es muß nur mit deiner Zustimmung geschehen, und du mußt es vor deinem Gewissen verantworten können.«

Das genau war es, das Gewissen!

Ihr Gewissen würde es niemals zulassen, daß die Zombies sie kurzerhand töteten. Einfach das Leben vernichten, so radikal, ohne Hemmungen. Da mußte man etwas dagegen tun.

Und Chris?

Er stand da, auch grau vor Furcht, wenigstens sah er im zitternden Lichtstrahl der Lampe so aus. Da glich er mit seiner Hautfarbe ebenfalls einer der lebenden Leichen.

»Die Axt!« flüsterte sie scharf. »Verdammt, du hast doch die Axt! Wehr dich, Chris! Tue es für uns, mein Gott...«

»Ja, ja!« Er flüsterte nur noch und ging zurück, wobei er den Kopf schüttelte. »Sie sind es. Sie sind es tatsächlich, verdammt. Die drei sind zurückgekommen!«

Nicht nur das. Sie kamen auch vor, denn hier in dieser einsamen Berghütte bekamen sie genau das, wonach sie so sehr gesucht hatten, und das sie auch brauchten.

Menschen!

Und sie liefen vor.

Zunächst einen Schritt, dann den zweiten. Zudem verteilten sie sich, so daß sie einen Halbkreis bilden konnten, vom Lampenstrahl erfaßt

wurden, der über ihre bleichen Fratzen glitt, so daß manches Mal ein Funkeln in ihre blassen Pupillen trat.

»Lösch die Lampe!«

Maria hatte mittlerweile bemerkt, daß mit ihrem Freund kaum noch etwas los war. Er stand einfach unter einem zu großen Schock. Aus diesem Grunde griff sie selbst ein.

Bevor sich der junge Mann versah, hatte ihm Maria die Lampe aus der rechten Hand gerissen.

Noch einmal leuchtete sie, dann fiel die Dunkelheit über den Raum.

»Was hast du gemacht?« hauchte der junge Mann.

»Das einzig Richtige, du Narr. Wir haben mehr Chancen in der Dunkelheit. Du hast die Axt. Nimm sie auch!«

»Wie...«

»Schlag uns den Weg frei!« forderte Maria. »Es geht doch um unser Leben! Oder begreifst du das nicht? Das da sind keine Menschen mehr, das sind Unholde, Bestien...«

»Sicher, schon...«

Weitere Ausreden konnte sich Chris nicht mehr erlauben, denn der erste Schatten tauchte drohend vor ihm auf. Die Finsternis hatte zwar nicht nachgelassen, aber die Augen der beiden jungen Leute hatten sich mittlerweile besser an sie gewöhnt, so daß es ihnen auch gelang, Umrisse zu erkennen.

Sie sahen den Zombie, der als erster auf der Türschwelle gestanden hatte und nach ihnen griff.

Er hatte sich das Mädchen ausgesucht, dessen Blickfeld plötzlich von einer weit gespreizten Hand eingenommen wurde. Sie hatte das Gefühl, von einem kalten Pfannkuchen berührt zu werden. So ähnlich fühlte sich die Totenklaue mit der teigigen Hand auf ihrem Gesicht an. Die Finger bewegten sich dabei nach innen, um die Haut einzudrücken, und das genau war für Maria das Startzeichen. Mit der schweren Lampe schlug sie zu. Einmal von rechts nach links, dann

von oben nach unten. Sie hörte die Treffer, begleitete jeden mit einem Schrei und stellte fest, daß der Druck auf ihrem Gesicht verschwunden war, denn die Lampe hatte es geschafft, den Zombie nach hinten zu schleudern. Damit nicht genug.

Maria trat noch zu.

Sie hatte ihr Bein angehoben, drosch es nach vorn, und der schwere Schuh traf in eine weiche Masse.

Vor ihr verschwand der Schatten. Sie hörte, wie er zu Boden fiel. Dieses dumpfe Geräusch war Musik in ihren Ohren. »Einen haben wir geschafft!« schrie sie ihrem Freund zu. »Verdammt, wir haben einen geschafft! Los jetzt, zur Tür!«

Das letzte Wort war auch das Zeichen für Christian. Er hatte den ersten Horror überwunden und dachte nur noch daran, sein eigenes Leben zu retten.

Er fühlte plötzlich das Gewicht der Axt, sie kam ihm doppelt so schwer vor, und er packte sie mit beiden Händen, die er hoch über seinen Kopf schwang, mit dem Beil noch die Decke berührte und dann einen wilden Schrei ausstieß, als er sich nach vorn warf.

Geradewegs auf einen Zombie zu.

Ob er merkte, welche Gefahr ihm drohte, war von Chris nicht genau festzustellen, jedenfalls riß der Untote beide Arme hoch, um sich zu wehren.

In seiner wilden Angst schlug der Junge mitten in die Deckung hinein. Auch vernahm er ein schreckliches Geräusch, sah die Gestalt taumeln, schrie selbst, um sich Mut zu machen und stürzte nach vorn. Der Zombie lag noch nicht ganz am Boden. Deshalb übersah ihn Chris auch in seiner Panik und stolperte über den Körper. Seine freie Hand griff automatisch nach vorn, da war nichts, an dem er sich festhalten konnte, so knallte er zu Boden, wobei er noch Glück hatte, nicht in die Axt zu fallen.

Aus! schrie eine Stimme in ihm. Jetzt ist es aus. Er hörte Maria

noch schreien und bekam auch den kalten Windzug mit, der durch die inzwischen weit geöffnete Tür fuhr. Den Körper sah er nicht. Er spürte ihn nur, als er plötzlich mit seinem gesamten Gewicht auf ihn fiel und ihn niederdrückte.

Chris weinte vor Angst. Vergeblich versuchte er, sich in die Höhe zu stemmen und den anderen von sich zu schütteln. Dafür spürte er dessen Hände über seinen Rücken gleiten und merkte mit Erschrecken, wie die Finger immer höher wanderten.

Sie wollten sich um seine Kehle legen!

Zombies töten mit dem, was sie gerade haben. Hier waren es nur die Hände und keine anderen Waffen.

Maria hatte die Tür inzwischen erreicht und sie auch aufgezogen. Zuerst hatte sie nach draußen rennen wollen, denn ihr war nicht entgangen, daß auch der zweite Zombie am Boden lag. So konnte der Weg eigentlich frei sein, da sich der dritte Untote dorthin orientiert hatte, wo auch die Leiter zum Heuboden stand.

Da sah sie das Schreckliche.

Ihr Freund war gestolpert, und ein anderer Zombie hatte sich auf ihn geworfen.

Es war der dritte, der kehrtgemacht hatte, um seinen Artgenossen zu Hilfe zu eilen.

Chris konnte gegen diesen massigen, schweren Körper nicht ankommen. Er war verloren, denn er lag zudem so unglücklich, daß er das Beil nicht einsetzen konnte.

Maria hatte die Chance zur Flucht. Sie konnte ihrem Freund allerdings auch helfen. Nur verlor sie dann wertvolle Zeit, die sich der Untote unter Umständen zunutze machte.

Egal, ein Leben war wichtiger.

So lief das Mädchen Maria aus dem Tessin wieder in den Raum hinein und dachte automatisch an die Worte ihres so weisen Großvaters, der sie vieles gelehrt hatte.

Wieder schlug sie mit der Lampe zu. Von oben nach unten und dabei schräg angesetzt. Bei jedem Hieb schloß sie die Augen, so daß sie nichts zu sehen brauchte. Dafür hörte sie was geschah. Das allerdings war ihr egal, und sie schlug und schrie so lange, bis sie einen dumpfen Fall hörte.

Der Zombie lag auf dem Boden.

»Chris...!« Marias Stimme überschlug sich, als sie den Namen ihres Freundes rief. Sie war plötzlich heiser, in ihren Augen brannte es und der junge Mann hob den Kopf, sah die ausgestreckte Hand und ergriff sie in dem Augenblick, als der zu Boden gefallene Zombie einen Arm ausstreckte und den linken Fuß des Mannes zu fassen bekam. Für einen winzigen Augenblick erstarrte Chris.

Dann trat er mit dem noch freien Fuß zu. Viermal hämmerte er ihn zurück, traf eine weiche Masse und stellte fest, daß er sich wieder frei und ohne Druck bewegen konnte.

Geschafft!

Mit einem gewaltigen Sprung kam er auf die Füße. Er stieß seinen freien Arm nach vorn, traf seine Freundin in den Rücken, so daß Maria durch den Schwung über die Schwelle katapultiert wurde. Sie stolperte ins Freie. Der kalte Wind kühlte ihr erhitztes Gesicht, und sie wankte vor bis zu der kleinen Holzbank, gegen die sie fiel und mit der sie gleichzeitig auf dem Boden aufschlug.

Im nächsten Moment war Chris über ihr, denn auch er hatte sich nicht halten können.

Dafür klammerte er sich an dem Mädchen fest. Gemeinsam kugelten sie sich und konnten nicht stoppen, denn hinter der Bank begann direkt ein kleiner Abhang.

In einer Mulde hörte ihre unfreiwillige Reise auf. Keuchend und noch immer aneinandergepreßt, blieben sie liegen.

Chris fing sich als erster. Er begriff plötzlich, was geschehen war.

»Maria!« hauchte er, »verdammt, Maria, wir haben es geschafft!

Wir sind diesen Bestien entkommen...«

»Ja, ja«, stöhnte sie und wußte dabei nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie hatte sich auf den Rücken gedreht und spürte den Arm des Freundes auf ihrem Körper. »Wir haben es geschafft, du sagst es, Chris. Aber was ist mit den anderen Menschen?«

»Wieso?«

»Denk mal nach. Wir sind ihnen entkommen. Ich kann mir aber vorstellen, daß andere es nicht so gut haben!«

Ruckartig setzte sich Christian Rügel auf. Er konnte über den Rand der Mulde hinwegsehen, schaute den Hang hoch und blickt geradewegs auf den Eingang der Blockhütte, wo er keine Bewegungen mehr feststellen konnte, da sich die Dunkelheit dort zu stark ballte. Christian stand auf. Er klopfte sich automatisch den feuchten Dreck von der Kleidung. »Wir müssen weg, Mädchen. So schnell wie möglich verschwinden.« Er reichte seiner Freundin die Hand und zog sie in die Höhe.

»Und wohin willst du laufen?«

»Nach Kandersteg.«

»Klar. Zu wem?«

Rügel begann zu lachen. »Sollen wir das denn alles hier für uns behalten? Wir müssen die anderen warnen. Die Menschen können einfach nicht mehr so weiterleben. Das ist eine ungeheure Bedrohung, die über dem Ort liegt. Außer uns weiß niemand davon. Und wir haben höllisches Glück gehabt, daß wir überhaupt mit dem Leben davongekommen sind. Ich... ich wundere mich sowieso, daß ich so ruhig bin. Wahrscheinlich werden die Nachwirkungen noch kommen...«

Seine Freundin nickte. Sie spürte die Kälte der Nacht nicht. Auch sie dachte daran, daß beide noch lebten, und dies tatsächlich einem ungeheuren Zufall zu verdanken hatten.

Für Maria war es ein böser Alptraum. Nur hatte dieser Alptraum

noch kein Ende gefunden.

Das wußte sie genau.

Chris faßte seine Freundin an der Schulter. »Laß uns gehen! Ich möchte nämlich noch etwas feststellen.«

»Und was?«

»Der Friedhof ist für mich jetzt wichtig. Ich will sehen, ob die Gräber tatsächlich verlassen sind.«

Maria trat einen Schritt zurück. »Nein!« flüsterte sie. »Nein, das kannst du von mir nicht verlangen.« Sie tippte sich gegen die Brust. »Ich soll mit auf dem Friedhof gehen und nachschauen, ob es dort leere Gräber gibt? Nie, Chris, nie!«

»Dann gehe ich allein.«

Das wollte die junge Schweizerin ebenfalls nicht. Sie blieb bei ihrem Freund. Hand in Hand liefen sie den Hang hinab, scherten sich nicht um Wege, rannten querbeet und auch durch Schneefelder, in die sie manchmal bis zu den Knien einsackten.

In der Nähe des Bahnhofs kamen sie heraus. Chris Rügel sprang auf die Straße und orientierte sich nach links. Dort führte der Weg weiter in den Ort hinein.

Sie mußten unter einer schmalen Eisenbahnbrücke her, sahen wenig später das Freibad, und nur ihre schnell gesetzten Schritte durchbrachen die Stille der Nacht.

Beide sprachen kein Wort. Sie hielten sich nur fest. Das gemeinsam Erlebte hatte sie zu Verbündeten gemacht und regelrecht zusammengeschweißt. Nur auf den Friedhof bekam er das Mädchen nicht.

»Ich bleibe hier«, erklärte Maria entschieden. Sie schaute zu, wie Christian über die Mauer kletterte und an der Innenseite auf den Friedhof sprang.

Der Boden dämpfte seine Schritte. Wind kam von den Bergen und fuhr säuselnd ins Tal. Irgendwo in der Ferne brannten an den

Berghängen noch vereinzelt Lichter.

Die Hütte, in der das Schreckliche passiert war, war von dem Mädchen nicht mehr gesehen worden. Sie verschmolz mit der Dunkelheit und war auf diese Entfernung nur bei Tageslicht zu erkennen. Erst jetzt brach der Schock bei ihr durch. Sie konnte nichts gegen das plötzliche Zittern unternehmen. Es war einfach da, und Maria spürte auch die Weichheit ihrer Knie, als sie sich nach hinten lehnte und mit dem Rücken die Mauer berührte.

Sie bemerkte ihren Freund erst, als er dicht vor ihr stand. Dann aber erschrak sie.

»Keine Angst, ich bin's nur!«

Maria nickte heftig. »Und?«

»Es stimmt!« wisperte Christian Rügel. »Wir haben uns nicht getäuscht.«

Über die Mauer deutete er hinweg. »Auf dem Friedhof gibt es tatsächlich drei leere Gräber. Diese lebenden Toten sind aus der feuchten Erde gekrochen...«

Bis Zürich war ich geflogen und hatte das Pech gehabt, neben einem Vertreter zu sitzen, der auch noch im Flugzeug Verkaufsgespräche führen wollte. Bei mir schaffte er es nicht, die Vorzüge seines Rasierapparates so anzupreisen, daß ich ihm einen abgekauft hätte. Suko war ein wenig sauer gewesen, daß er in London hatte bleiben müssen. Unser Chef hatte sich nicht erweichen lassen. Ich wußte auch, daß diese Sparwellen periodisch anschwappten, mal zuschlugen, dann aber wieder verschwanden. Deshalb nahm ich diese Tatsache nicht allzu tragisch. Das würde alles wieder vergehen.

Wir landeten sicher in Kloten, dem Züricher Flughafen. Dort wollte ich mir einen Leihwagen nehmen und entschied mich für einen BMW der 300er Serie.

Ich hatte schon des öfteren in der Schweiz zu tun gehabt und kannte auch die Ecke des Berner Oberlandes, in der Kandersteg liegt. Zwar nicht den Ort selbst, in einem Nachbartal jedoch, in Grindelwald, hatte ich es vor Jahren mit Riesenameisen zu tun gehabt, die das Dorf und die Menschen dort überfallen hatten.

Das Wetter war mir hold. Ein nicht ganz klarer Himmel. Die flache, graue Bewölkung zog sich streifenartig hin, und es sah zum Glück nicht nach Regen aus.

Der BMW schnurrte die Kilometer herunter, und die Fahrbahn war auch trocken, so daß ich mich sogar ein wenig entspannen konnte. Bern hatte ich schnell erreicht, und vor mir sah ich schon bald die gewaltige, himmelansteigende Wand des Berner Oberlandes.

Ein mächtiges Gebirge, das an seiner Nordseite vom Thuner und Brienzer See abgeschlossen wurde.

Die Wasserfläche wirkte wie graues Blei. Auf den See umgebenden Bergen war der Schnee noch nicht getaut. Angelboote befanden sich auf dem Wasser, ich sah auch einige Motorboote, die Segler dagegen lagen allesamt an den Piers fest.

Ich mußte rechts ab. Der Weg führte nach Zweisimmen und Gstaad. Da wollte ich auch nicht hin, sondern ordnete mich links ein, um nach Adelboden zu gelangen.

Und jetzt ging es hoch.

Je mehr ich Höhe gewann, um so mehr Schnee sah ich auch. Die Straßen waren frei und auf den Südhängen grüßten schon die Frühlingsblumen, aber die Hänge im Norden waren noch von der weißen Pracht bedeckt.

Ich rollte durch einige kleine Orte, deren Namen ich schnell wieder vergaß.

In Frutigen teilte sich die Straße. Ich mußte nach links in Richtung Kandersteg. Durch ein weites Tal rollte der BMW, vorbei an einem Bahnhof. Anschließend liefen Straße und Bahngleise parallel. Es

waren nur mehr einige Kilometer bis zu meinem Ziel, und schon bald hinter Kandergrund sah ich das Ortsschild Kandersteg.

Sehr hohe Berge umschlossen den Ort. Wäre er nicht nach Norden hin offen gewesen, hätte man ihn als eine riesige Falle bezeichnen können, denn ein gewaltiges Quergebirge versperrte den weiteren Weg nach vorn, so daß es nur noch den Tunnel gab, durch den man in Richtung Süden fahren konnte.

Ich fuhr im Schrittempo. Das störte im Ort keinen, denn schneller fuhr kaum jemand.

Wie hatte mir Evelyn Binussek noch gesagt? Royal Hotel Gemmi sollte das erste Haus am Platz heißen.

Es lag an der »Hauptstraße« auf der linken Seite. Ich fand es auf Anhieb.

Den Brunnen davor, die mit Kies bestreute Auffahrt, rechts und links die Parkplätze, das relativ niedrige, im Landhausstil errichtete Gebäude. Die Fassade gefiel mir auf Anhieb. Ich war darauf gespannt, wie es innen aussah.

Kein seelenloser, riesiger Hotelpalast, wie mir die Häuser der großen Hotelkonzerne häufig vorkamen, sondern ein Haus, in dem man Gemütlichkeit schätzte und sich der Gast auch sicherlich wohlfühlen konnte.

Wenn nicht dieser verdammte Druck gewesen wäre, hätte ich gern hier Urlaub gemacht!

Ich stieg aus und nahm meinen Koffer. An der Hausfront entlang schlenderte ich auf die gläserne Eingangstür zu, die soeben aufgestoßen wurde. Ein Mann kam heraus. Er war kleiner als ich, hatte blondes gescheiteltes Haar und irgendwie lustige Augen.

Als er mich sah, blieb er stehen.

Höflich grüßte ich.

Der Mann grüßte zurück. Wie er das tat, ließ auf einen Deutschen schließen.

»Sie sind ein neuer Gast?« fragte er dann.

»Ja.«

Die Augen des Mannes blitzten hinter den Brillengläsern.
»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Stahlmenger.«

»Sinclair«, sagte ich. »John Sinclair.«

Herr Stahlmenger lachte. »Sie sind Amerikaner.«

»Nein, Engländer.«

»O, eine Überraschung.«

»Wieso?«

»Meist wohnen hier Amerikaner. Das kann ich gut beurteilen, da ich schon einige Jahre herkomme. Aber lassen wir das. Sie werden sich bestimmt umschaun wollen. Vielleicht sehen wir uns heute abend an der Bar!«

»Gern, Herr Stahlmenger.«

Ich betrat das Hotel und konnte von der Eingangstür aus direkt auf die Rezeption schauen. Daneben befand sich der Eingang zu einem Speiseraum, im rechten Winkel dazu ging es zum Schwimmbad und zu den Aufzügen. Rechts neben der Tür befand sich eine Art Foyer, in dem es sich die Gäste in schweren Ledersesseln bequem machten und durch die großen, halbrunden Scheiben nach draußen schauen konnten. Ich ging vor bis zur Rezeption. Schon auf den ersten Blick gefiel mir das Haus. Ich hatte das Gefühl, eine andere Welt zu betreten. Eine ruhigere, gelassener als die, die draußen lag.

Aus einem Durchgang hinter der Rezeption hörte ich Schritte. Dann erschien ein Mann im dunklen Anzug. Er war ebenfalls kleiner als ich, trug eine Goldrandbrille und besaß eine beneidenswerte braune Hautfarbe. Freundlich lächelte er und begrüßte mich.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich. »Für mich war wohl ein Zimmer bestellt.«

»Ja, natürlich«, der Mann nickte heftig und drehte sich um. Zielsicher fand er den Schlüssel. »Ihr Zimmer liegt in der ersten

Etage. Die Damen haben Sie schon avisiert.«

»Dann sind sie eingetroffen?«

»Ja.« Ich bekam den Schlüssel gereicht. »Falls Sie irgendwelche Fragen haben, wenden Sie sich an mich! Mein Name ist Contini.«

»Sie können den Fahrstuhl oder die Treppe benutzen. Haben Sie außerdem noch Gepäck, Herr Sinclair?«

»Nein.«

»Dann wünsche ich Ihnen noch einen angenehmen Aufenthalt in unserem Hause.«

Ich nickte und hoffte insgeheim, daß sich alles als Irrtum herausstellte. Wenn ich mir den kleinen Ort vorstellte und daran dachte, daß sich Zombies in ihm ausbreiten konnten, wurde mir ganz anders. Von der Größe des Zimmers war ich überrascht. Es war alles vorhanden, natürlich auch ein Bad, ein Fernseher, sogar eine Video-Anlage. Die herrliche Aussicht genoß ich gratis...

Ein wunderbares Bergpanorama präsentierte sich meinen Blicken. Ich konnte in den Garten schauen, sah einen Pool, den Tennisplatz und eine Reitanlage. Man konnte auch Tischtennis und Schach spielen. Der Schnee lag noch sehr hoch und war zum großen Teil vereist. Auf den glatten Flächen spiegelte sich das Licht der Sonne, wurde gebrochen, und ein buntes Farbspektrum bedeckte das Eis. Auf dem großen Balkon sah ich Liege- und Klappstühle. Decken lagen ebenfalls bereit, aber ich hatte leider keine Zeit, mich hinzulegen und zu sonnen.

Andere Dinge waren wichtiger.

Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß der Mittag schon erreicht war. Hunger verspürte ich auch. Bestimmt bekam ich eine Kleinigkeit zu essen. Über die Treppe ging ich wieder nach unten. Ein Zimmermädchen grüßte freundlich, und ich erreichte die Rezeption, wo sich Herr Contini umdrehte, als er mich hörte.

»Ach, Herr Sinclair, die Damen erwarten Sie bereits. Sie möchten

in den Speisesaal kommen.«

»Da wollte ich sowieso hin.« Ich hatte schon gehen wollen, als Herr Contini seinen Platz hinter der Rezeption verließ und mich bat, ihm einen Moment zuzuhören.

»Gern.«

»Frau Buchwald erzählte mir, Sie wären Polizist. Scotland Yard-Mann, wenn ich mich nicht irre.«

»Das stimmt.«

»Sind Sie offiziell hier?«

Ich schaute Herrn Contini an. »Sie kennen den wahren Grund meines Urlaubs?«

»Nein. Vielleicht hängt er irgendwie mit dem Todestag der drei Gäste zusammen, die vor einem Jahr auf unerklärliche Art und Weise ums Leben gekommen sind.«

»Das stimmt.«

»Müssen wir etwas befürchten? Der Ruf des Hauses ist nämlich sehr gut. Sie verstehen?«

Ich hob die Schultern. »Wenn ich das alles wüßte, Herr Contini, wäre mir wohler.«

»Natürlich, entschuldigen Sie! Es war halt nur eine Frage.«

»Verstehe.«

»Guten Appetit wünsche ich Ihnen, falls Sie etwas essen möchten!«

»Danke sehr.«

Ich betrat den hellen Speisesaal, der mir sofort gefiel. Trotz seiner Größe war er gemütlich und gleichzeitig auch irgendwie festlich. An der linken Wandseite sah ich einen offenen Grill. Daneben befand sich die Tür zur Küche. Die drei Frauen saßen im hinteren Drittel des Saals. Sie hatten mich bereits entdeckt. Evelyn Binussek war aufgestanden und winkte mir zu.

Ich winkte zurück und sah, daß es noch einen freien Stuhl für mich gab. Mrs. Binussek blieb stehen und stellte mich ihren Freundinnen

vor. Ich lernte Silvie Woeber und Brigitte Buchwald kennen. Beide Frauen hatten blondes Haar. Silvie Woeber trug es kürzer als ihre Freundin. Sie war ziemlich klein, und das runde Gesicht wurde von einer Brille beherrscht, hinter deren Gläser die Augen blitzten. Man sah ihr an, daß ein starkes Temperament in ihr steckte.

Auch Brigitte Buchwald trug das Haar kurz, dazu eine passende Brille. Dabei war sie fast wie ihre Freundin Silvie angezogen: blaue Jeans, Stiefel, heller Pullover.

Evelyn Binussek trug eine dunkle Hose. Dazu einen roten Pullover und eine ärmellose Weste mit tiefen Seitenausschnitten, wie sie jetzt in Mode gekommen waren.

Ein Ober fragte mich, ob ich etwas bestellen wollte. Ich nahm nur einen Salat, wie die Frauen. Statt Wein aber Mineralwasser.

»Wir sind kurz vor Ihnen angekommen«, sprach mich Mrs. Binussek an.

»Dann waren Sie noch nicht beim Friedhof?«

»Nein.«

Ich nahm einen Schluck. »Weshalb nicht?«

»Wir trauten uns einfach nicht«, erklärte Brigitte Buchwald. »Sie müssen das verstehen. Hier haben wir unsere Männer verloren, und sollte sich bewahrheiten, was man uns mitgeteilt hat, so haben wir einfach Angst davor, den Friedhof zu besuchen. Sie verstehen?«

Von Silvie Woeber erntete sie für ihre Worte ein heftiges Nicken. Ich konnte sie verstehen und fragte, ob jede von ihnen ein Band bekommen habe.

Das war nur bei Evelyn Binussek geschehen. »Dann hat sich Ihr Mann nur allein gemeldet?«

»So ist es, Mr. Sinclair.«

Wir unterhielten uns in der deutschen Sprache, die wir alle beherrschten. Ich schaute auf die Scheibe und auch gegen die Sonne, die über den Bergen stand.

»Wollen Sie sich die Gräber Ihrer Männer überhaupt anschauen?« erkundigte ich mich.

»Natürlich«, lautete die einstimmige Antwort.

»Aber mit Ihnen zusammen«, fügte Silvie Woeber noch hinzu. Da der Salat serviert wurde, mußten wir unser Vorhaben bis nach dem Essen aufschieben.

Wir aßen schweigend. Jeder von uns hing seinen Gedanken nach. Und es waren bei den drei Witwen keine fröhlichen. Es fiel mir besonders bei Brigitte Buchwald auf, die sich hin und wieder verstohlen eine Träne aus den Augenwinkeln wischte.

Ich war zuerst mit meiner kargen Mahlzeit fertig, schob den Teller zur Tischmitte hin und wollte das Glas leeren, als jemand quer durch den Speiseraum eilte.

Es war Herr Contini, und er machte einen sehr aufgeregten Eindruck. Als er neben unserem Tisch stehenblieb und sich für die Störung entschuldigte, konnte jeder sehen, wie blaß sein Gesicht war.

»Ist etwas passiert?« fragte ich.

»Das kann man wohl sagen. Deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen.«

Er schluckte. »Man kann es als unerklärlich oder schrecklich bezeichnen.« Der Reihe nach schaute er bei seinen nächsten Worten in die Gesichter der drei Witwen. »Die... die Gräber Ihrer Männer sind leider leer«, sagte er mit flüsternder Stimme...

Die Gräber Ihrer Männer sind leer!

An die Worte mußte ich denken, als die Frauen und ich uns auf dem Weg zum Friedhof befanden. Von einem Augenblick zum anderen waren die drei wie verwandelt gewesen. Angst, ein ungemein starker Nervendruck, sogar Panik hatte sie erfaßt. Mich hatte es Mühe gekostet, sie einigermaßen zu beruhigen, doch einen Vorwurf konnte

ich ihnen nicht machen. Es mußte schrecklich für sie gewesen sein, so etwas zu hören und jetzt noch präsentiert zu bekommen.

Die schlimme Tatsache schien sich bisher noch nicht herumgesprochen zu haben, denn ich sah keinen Menschen am Friedhof, der vielleicht auf uns gewartet hätte. Nur das Tor stand offen.

Wir hatten eine Begleitung des Herrn Contini auch abgelehnt. Stumm schritten wir durch die Reihen gepflegter Gräber. Selbst das Weinen meiner Begleiterinnen war verstummt.

Brigitte Buchwald war vorgegangen. Sie lief sehr schnell. Manchmal sprach sie auch. Verstehen konnte ich allerdings nichts. Ihre Männer lagen in der hintersten Ecke des kleinen Friedhofs. Die Gräber wirkten wie abgeteilt oder inselartig, denn sie waren von drei Seiten durch Büsche eingegrenzt. Den Abschluß bildete dann noch die Mauer.

Fast wäre ich gegen Brigitte Buchwald gelaufen, so plötzlich stoppte sie ihre Schritte und preßte die Hände gegen die Wangen. »Mein Gott, das stimmt wirklich!« ächzte sie.

Auch die anderen traten näher.

Rasch stützte ich Silvie Woeber, denn sie hatte der Schock am härtesten getroffen. Sie weinte, schüttelte den Kopf und lehnte sich an mich. Evelyn Binussek stand da und starrte ins Leere. Sie bewegte sich überhaupt nicht. Nur ihre Lippen zuckten, und in ihren Augen stand ein unnatürlich leerer Ausdruck, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders.

»Mein Gott, das kann doch nicht möglich sein«, hörte ich Silvie Woeber flüstern. »Das ist wider die Natur.«

Da hatte sie völlig recht. Aber was wußte sie schon von der Schwarzen Magie? Dieser gefährlichen Mystik, die im Untergrund lebte und immer wieder versuchte, in den Kreislauf der Menschen einzugreifen, um alles für sich zu gewinnen, denn als Endziel stand

die Beherrschung der Welt durch das Böse.

Es gab viele Menschen, die davon wußten und dagegen ankämpften, auch mit unterschiedlichen Mitteln, das gebe ich zu. Bei mir, der ich direkt in der vordersten Linie stand, kam es immer wieder zu gefährlichen Auseinandersetzungen mit den Dienern der Hölle. Ob es nun Zombies, Vampire, Werwölfe, Ghouls oder ganz einfach starke Diener eines noch mächtigeren Dämons waren.

Dazu gehörten natürlich auch die Zombies. Sie waren gefährlich, weil sie direkt auf die Menschen losgingen und diese sich gegen dieses Grauen kaum wehren konnten.

Ich wußte, wie man sie erledigen konnte, aber als viel schlimmer empfand ich die nicht sichtbare Bedrohung mächtiger Gegner, wozu ich auch den Teufel zählte.

Silvie Woeber löste sich von mir, holte ein Taschentuch hervor und schnäuzte ihre Nase. »Es ist so schrecklich, so unbegreiflich«, schluchzte sie, »man kann es wirklich nicht glauben, obwohl ich es mit eigenen Augen sehe.«

Wir alle standen da und schauten auf die Gräber, die anders aussahen als normal.

Von unten her waren sie aufgewühlt worden. Gewaltige Hände schienen sich den Weg freigeschaufelt zu haben und hatten auch die Oberfläche verändert. Als hätte jemand mehrere Male hintereinander ein Spatenblatt hineingestochen, so wirkte sie auf uns. Kein Blumenschmuck, keine Kränze, keine Vase, umgekippte Grabsteine.

Während ich vor den »offenen« Gräbern stand, verschwand mein guter Eindruck von Kandersteg allmählich, denn ich merkte, daß die unheimliche Atmosphäre, die auf diesem Friedhof lauerte, sich vorbereitete, auch mich zu übernehmen. Sie kroch gewissermaßen in mich hinein, und ich spürte so etwas wie eine Beklemmung, die, ähnlich einem Ring, meinen Brustkasten umspannte.

»Ich habe es gewußt!« durchbrach die spröde klingende Stimme der

Evelyn Binussek die Stille. »Ich habe es genau gewußt. Dieses Tonband war kein Scherz. Das ist die grausame Wahrheit gewesen. Sie haben ihr verdammtes Versprechen gehalten und sind zurückgekommen.«

»Aber wo sind sie jetzt?« Brigitte Buchwald hatte die entscheidende Frage gestellt. Ja, wo waren sie jetzt?

Daran dachte auch ich, während über meinen Rücken ein Schauer rann. Es sah so aus, als hätten sie die Gräber mitten in der Nacht verlassen, und die Dunkelheit bot tausend Verstecke, um sich vor den Augen eines Suchenden zu verbergen.

Ich antwortete nicht, dafür glitt mein Blick in die Runde. Ich sah die steilen Berghänge um Kandersteg herum, suchte sie ab. Der Schnee lag stumm, er gab keine Antwort und wirkte wie eine weißgraue, schräg liegende Mauer auf mich.

Nicht eine Bewegung erkannte ich dort oben. Da konnte mir auch eine dunkle Brille nicht helfen, was einen Verdacht in mir bestätigte. Zudem dachte ich daran, daß Zombies auf Menschen fixiert waren und stets danach trachteten, sich in deren Nähe aufzuhalten. Mit anderen Worten hieß das: Sie mußten sich irgendwo in Kandersteg verborgen halten und auf ihre Stunde warten.

Wann dies sein würde, konnte ich nicht sagen, da die lebenden Toten sich in der Nacht ebenso sicher wie bei Tageslicht bewegten. Ihnen machte der Sonnenschein nichts aus, im Gegensatz zu den blutsaugenden Vampiren. Von der Straße her hörten wir das Hupen eines Autos. Dieses Geräusch schreckte uns aus den Gedanken. Evelyn Binussek drehte mir ihr blasses Gesicht zu, in dem die Haut so unnatürlich dünn wirkte.

»Was sollen wir denn jetzt machen, Mr. Sinclair? Sagen Sie uns, wie geht es weiter?«

»Zwei gute Fragen«, erwiderte ich. »Leider kann ich Ihnen darauf keine genaue Antwort geben. Wir alle müssen uns bewußt sein, daß

wir in einer großen Gefahr schweben.«

»Unsere Männer werden versuchen, uns zu töten, nicht wahr?« hauchte Silvie Woeber.

»Ja, davon gehe ich aus. Es hört sich schlimm an, ich weiß, aber es ist leider so.«

»Und wann könnte das sein?«

Ich hob die Schultern. »Eigentlich jederzeit.«

»Haben Sie denn keinen Vorschlag?« erkundigte sich Brigitte Buchwald. Sie schaute mich traurig an.

»Nein, keinen sicheren.«

»Nur unsichere?« Evelyn fing an zu lachen. Es klang sehr hart und unecht.

»Leider kenne ich keine Patentlösungen, Mrs. Binussek. Ich habe mir natürlich Gedanken gemacht und würde vorschlagen, daß Sie drei sich im Hotel aufhalten.«

»Sind wir denn da sicher?« hakte Silvie Woeber sofort nach.

»Nein, das nicht, aber das Hotel ist überschaubar. Dort kennen Sie sich aus. Sie sind, wenn ich mal so sagen darf, nicht fremd. Falls Sie verstehen, was ich meine.«

Die Frauen schauten einander an. »Da haben Sie recht«, meinte Brigitte Buchwald. »Was haltet ihr davon?«

Evelyn und Silvie waren einverstanden. Sie dokumentierten es durch ihr Nicken.

Ich warf noch einen letzten Blick auf die drei Gräber. Es waren nicht die ersten, die ich in einem derartigen Zustand fand. Schon oft hatte ich es mit Zombies zu tun gehabt. Viel zu oft, meinem Geschmack nach. Vor einem Jahr waren die Männer gestorben. An einem Vatertag, den sie hatten genießen wollen.

Nun war wieder Vatertag, und sie würden zurückkehren, wie es Evelyn Binussek versprochen worden war. Stellt sich natürlich die Frage, wie die drei Frauen reagieren, wenn plötzlich ihre

verstorbenen Männer vor ihnen stehen!

Auf jeden Fall würde es bei ihnen zu einer Panik kommen. Vielleicht gab es auch eine Möglichkeit, ihnen diesen Anblick zu ersparen. Aber nur, wenn es mir gelang, die drei Zombies vorher zu stellen.

Noch ahnte kaum jemand im Dorf etwas von diesem Grauen. Wie Herr Contini reagieren würde, wußte ich nicht, hoffte allerdings, daß er das Geschehen für sich behielt.

Ich schärfte den drei Frauen noch einmal ein, ihm das zu bestellen, und sie versprachen, daran zu denken.

Bis vor den Friedhof begleitete ich sie noch, dann verabschiedeten wir uns.

Evelyn Binussek fragte: »Und wo wollen Sie hin, Mr. Sinclair?«

»Ich schaue mich ein wenig um.«

»Rechnen Sie damit, auf die lebenden Toten zu treffen?« fragte sie weiter.

»Möglich...«

»Dann wünsche ich Ihnen alles Gute. Und wenn, dann...« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich sage nichts mehr. Ich kann nichts mehr sagen.«

Fast fluchtartig lief sie davon.

Die anderen beiden folgten ihr etwas langsamer.

Ich blieb noch stehen, zündete mir eine Zigarette an und beobachtete, wie der graue Rauch vor meinen Lippen zerfaserte. Dieser Friedhof hatte ein schreckliches Geheimnis offenbart. Aus den Gräbern waren Tote gestiegen, die ein Jahr lang in der feuchten Erde gelegen hatten. Wie mochten sie jetzt aussehen? Verwest, nicht verwest? Durch schwarze Magie konserviert?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, da ich Schritte vernahm. Ich schaute hoch und sah einen noch jungen Mann auf mich zukommen. Er betrachtete mich skeptisch, auch ich sah ihn an.

Er sah aus wie viele junge Leute. Trug Jeans, Turnschuhe, einen bunten Pullover und eine Blouson darüber. Sein Haar war windzerzaust, die Lippen hatte er zusammengekniffen, und er blieb etwa einen Schritt vor mir stehen.

»Guten Tag«, sagte ich.

Er nickte. »Sie waren auf dem Friedhof. Ich habe Sie genau beobachtet. Zusammen mit den Frauen sind Sie zu den aufgebrochenen Gräbern gegangen!« In seinem Gesicht las ich das Mißtrauen, und die blonden Brauen hatten sich über den Augen zusammengezogen.

»Das stimmt.«

»Dann haben Sie auch die Gräber gesehen?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Ich interessiere mich dafür.«

Er hob die Schultern. »Für aufgebrochene Gräber? Das ist mehr als seltsam.« Seine Haltung spannte sich. Sie kam mir plötzlich feindselig vor. Ich ging davon aus, daß dieser junge Mann anscheinend mehr wußte und beschloß, die Probe aufs Exempel zu machen.

»Eigentlich interessiere ich mich nicht so sehr für aufgebrochene Gräber, sondern für das, was einmal darin gelegen hat.«

»Machen Tote Sie an?« fragte er aggressiv.

»Wenn sie leben, ja!«

Mit dieser Antwort hatte er wohl nicht gerechnet. Sein Blick wurde böse, er stierte mir ins Gesicht und versuchte, aus meinen Zügen zu lesen, die aber blieben ausdruckslos. »Wie meinen Sie das denn?«

»Ich könnte mich zum Beispiel für Zombies interessieren, wenn Sie es genau wissen wollen.«

»Glauben Sie etwa daran?«

»Ja.«

Die Antwort überraschte ihn, und er wußte nicht, was er noch sagen sollte. Er wechselte das Thema. »Wer sind Sie eigentlich?«

»Ich heiße John Sinclair.« Dem Jungen gegenüber wollte ich mit offenen Karten spielen. Trotz seines Mißtrauens vertraute ich ihm. Aus Menschenkenntnis!

Er überlegte einen Moment. »Sie sind kein Deutscher oder Schweizer. Engländer?«

»Richtig.«

»Und was wollen Sie hier in Kandersteg?«

»Vielleicht suche ich Zombies.«

Die Antwort haute ihn zwar nicht von den Socken, überraschte ihn aber so sehr, daß er einen Schritt zurückging. »Was suchen Sie?« hakte er leise nach.

»Zombies.«

»Hier in Kandersteg?«

»Ja. Haben Sie vielleicht die Toten aus dem Grab geholt, junger Mann?«

Für einige Sekunden war er irritiert. »Nein, nein«, murmelte er. »Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, ich fand die leeren Gräber.«

»Sie haben sie also auch gesehen?«

»Das sagte ich schon, aber kommen wir mal zur Sache.« Ich wurde das Gefühl nicht los, daß dieser Bursche vor mir mehr wußte, als er zugab.

»In welcher Beziehung stehen oder standen Sie zu den drei Toten?«

»Ich kenne sie!«

»Lebend oder tot?«

»Beides«, erwiderte er. »Die drei waren mir als lebende Personen ebenso bekannt wie als Tote.«

Diese Antwort überraschte mich, und ich wurde nachdenklich, als

ich sie mir noch einmal durch den Kopf gehen ließ.

Ich hakte nach. »Moment mal, Sie sagten, daß Sie die Toten als Zombies gesehen hätten, wenn ich Sie richtig verstand?«

Er gab keine Antwort, wenigstens keine direkte. Statt dessen fragte er:

»Kann ich Ihnen vertrauen?«

»Ich bin wegen dieser Sache aus London angereist.«

»Dann sind Sie Zombiejäger?« erkundigte er sich spöttisch.

»So ähnlich, aber ich habe noch keine Antwort von Ihnen erhalten, Herr...«

»Ich heiße Christian Rügel. Ja, Mister«, sagte er plötzlich. »Ich habe sie als lebende Tote gesehen, und sie hätten mich und meine Freundin fast umgebracht. Wie die Teufel haben wir uns gewehrt. Mit einer Axt zugeschlagen, aber sie waren nicht zu stoppen. Die wollten uns umbringen...« Plötzlich sprudelte es aus ihm heraus. Ich sperrte die Ohren weit auf, um kein Wort zu verpassen, denn in Christian Rügel hatte ich einen glaubhaften Zeugen.

Irgendwann hörte er auf zu reden, schüttelte den Kopf und lehnte sich gegen die Mauer. »Okay, okay, jetzt wissen Sie alles, Herr Sinclair. Sie sind der erste, dem ich es erzählt habe. Vielleicht mußte ich mal mit jemandem darüber reden.«

»Ja, das ist auch besser.«

»Besser?« Er begann zu lachen. »Was ist schon besser, wenn man weiß, daß in seinem Heimatort drei lebende Leichen umherirren und jeden Augenblick zuschlagen können.«

»Das kann man auch verhindern?«

»Wer sollte das tun? Sie?«

»Deshalb bin ich gekommen.«

Er blickte mich scharf an. »All right, Sir, ich mache mit. Sie können sich auf mich verlassen. Letztendlich habe ich noch eine Rechnung bei diesem Burt offen. Nie hätte ich gedacht, daß es so etwas auch in

Wirklichkeit gibt. Das, was wir erlebt haben, war kein Kino, Sir. Ganz gewiß nicht...«

»Wie weit ist die Hütte von hier entfernt?« wollte ich wissen.
»Kann man hinfahren?«

»Das erste Stück, den Rest müssen Sie schon zu Fuß gehen.«
»Okay, dann begleiten Sie mich! Mein Wagen steht am Hotel. Ich will mir die Hütte ansehen.«

»Da werden Sie die Zombies bestimmt nicht mehr finden«, hielt er mir entgegen.

»Das macht nichts. Vielleicht entdecken wir Spuren.«
Chris Rügel nickte. »Ich bin mit allem einverstanden, was Sie sagen, wenn es nur zum Erfolg führt.« Er preßte beide Hände gegen den Kopf.

»Stellen Sie sich mal vor, die Zombies schaffen es tatsächlich, hier ihre Opfer zu finden. Nicht auszudenken.«

Vielleicht hatte er von mir eine Antwort erwartet. Ich jedenfalls hielt mich zurück und schwieg. Es hatte keinen Sinn, ins Blaue zu spekulieren. Tatsachen mußten folgen, auch wenn sie noch so schlimm erschienen...

Wir hatten den Wagen tatsächlich stehenlassen müssen und waren den Rest des Weges zu Fuß gegangen. Einen durch das Tauwetter seifig gewordenen Hang hoch, denn ein Pfad oder ein Weg führte leider nicht bis zur Hütte. So hatten wir Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Chris Rügel schaffte es besser als ich. Er war trainiert. Bevor wir die Hütte erreichten, hatten wir sie schon längst zu Gesicht bekommen. Sie machte auf uns einen völlig harmlosen Eindruck. Nichts wies darauf hin, was sich tatsächlich in der vergangenen Nacht in ihrem Innern abgespielt hatte, und eine schiefe, offenstehende Tür war ebenfalls kein Beweis. Das bekam man auch bei normalen Hütten zu sehen.

Es waren nur mehr wenige Meter bis zu unserem Ziel, und die

schafften wir auch noch.

Chris blieb stehen. Er deutete zurück auf eine flache Mulde im Boden.

»Da haben wir gelegen und gezittert, nachdem wir ihnen entwischt sind.«

Ich nickte. »Sie können sich jetzt noch gratulieren.«

Trotz seiner Beklemmung ließ es sich Christian Rügel nicht nehmen, die Hütte als erster zu betreten. Die Tür schloß er auch nicht, damit genügend Licht in den Raum fiel.

»Es riecht noch nach ihnen!« flüsterte der junge Mann. Er stand da und zog die Nase hoch.

Ich roch nichts. Wahrscheinlich bildete er sich das ein, doch als ich näher an die zum Heuboden hochführende Leiter trat, mußte ich die Worte des Schweizers bestätigen.

Tatsächlich roch es nach Moder. Das hatte auch seinen Grund, da neben der Leiter Kleiderfetzen lagen, die diesen Geruch ausströmten. Ich bückte mich und hob einen Fetzen hoch.

Er fiel wieder lang nach unten, aber ich hatte genug gesehen. Was ich in der Hand hielt, waren die Reste eines Leichenhemds. Und die anderen beiden Stücke lagen auch noch in der Nähe.

Chris war näher gekommen. »Sie haben sich umgezogen«, stellte er fest. »Sagenhaft.« Er schüttelte den Kopf. »Manchmal reagieren sie eben wie Menschen.«

Ich bestätigte seine Antwort. »Sie erinnern sich oft an das, was sie während ihres Lebens auch getan haben. Da gehört eben das Umziehen dazu.« Ich ließ den Fetzen wieder fallen. »Können Sie mir sagen, Chris, welche Kleidungsstücke hier lagerten?«

Rügel drehte sich und deutete auf eine Kiste, die neben einem Holzstapel stand. »Darin haben die regenfesten Sachen gelegen«, erklärte er. »Für jedermann zugänglich, auch für Zombies.« Er grinste scharf.

Ich hob den Deckel der Kiste an. »Leer!« stellte ich fest und wollte noch etwas zu meinem Begleiter sagen, der stand nicht mehr neben mir.

Ich sah ihn, als ich mich umdrehte, die Leiter hochsteigen. Er blieb im oberen Drittel stehen und schaute auf den Heuboden. »Tut mir leid, Mr. Sinclair, da ist auch niemand.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

Er kletterte wieder nach unten, schlug Staub von seinen Hosenbeinen und meinte: »Es tut mir wirklich leid. Obwohl ich in Kandersteg geboren bin und den Ort gut kenne, kann ich Ihnen nicht sagen, wo diese Typen eventuell stecken könnten. Da gibt es unzählige Möglichkeiten. Denken Sie mal an den dichten Wald. Sie können auch zum Blausee gelaufen sein oder ihr Versteck auf den Höhen haben.«

»Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als sie zu erwarten«, erklärte ich.

»Ist es dann nicht zu spät?« fragte der andere leise.

»Es könnte zu spät sein«, antwortete ich. »Das ist der kleine, nicht unbedeutende Unterschied.«

Chris hob die Schultern. »Wenn ich das richtig sehe, haben wir hier nichts mehr verloren.«

»Exakt.«

Er wollte noch nicht gehen, lehnte sich neben der Tür mit dem Rücken gegen die Innenwand und sagte: »Verdammt noch mal, mir will einfach nicht in den Kopf, daß es diese Bestien überhaupt gibt. Weshalb sind sie aus den Gräbern gestiegen? Die tun doch auch nichts ohne Motiv!«

»Da haben Sie recht.«

»Und?«

»Es geht wahrscheinlich um eine Rache«, sagte ich. »Diese mir noch unbekannte Rache muß auch mit dem zu tun haben, das sie zu

Zombies hat werden lassen. Auch das gibt es. Nichts geschieht eigentlich ohne Motiv, selbst die für uns unerklärlichen, schwarzmagischen Vorgänge sind irgendwo begründet, auch wenn für uns Menschen diese Gründe einfach zu abstrakt erscheinen und deshalb oft ignoriert werden.«

»Meinen Sie das wirklich?«

»Verlassen Sie sich darauf. Ich habe meine Erfahrungen sammeln können. Trotzdem sollten wir das Theoretisieren aufgeben und uns auf den Auftrag konzentrieren.« Ich schaute Chris Rügel scharf an. »Kann ich mich auf Sie verlassen? Stehen Sie auf meiner Seite? Und sind Sie auch verschwiegen genug?«

»Natürlich.«

»Zu keinem weiteren Menschen ein Wort. Auch nicht zu den Offiziellen hier. Wir lassen die Polizei aus dem Spiel. Das ist eine Sache, die nur uns etwas angeht.«

»Und die drei Frauen!?«

»Das versteht sich.«

»Meine Freundin Maria ist auch noch informiert«, sagte Chris.

»Das weiß ich. Wird sie den Mund halten?«

»Darauf können Sie sich verlassen. Ihr sitzt der Schock noch im Körper, obwohl sie sich nicht so feige benommen hat wie ich. Da bin ich ehrlich genug.«

»Sehr oft sind die Frauen stärker als Männer«, erwiderte ich und verließ die Hütte.

Nach dem Modergeruch war ich froh, wieder die frische Bergluft einatmen zu können. Rechts von mir sah ich den Bahnhof. Die Züge wirkten klein und unecht. Einer kam aus dem Tunnel, der andere stand davor. Noch rollten die letzten Autos auf die flachen Verladewaggons. Hinter mir verließ auch der junge Mann die Hütte. Und beide hörten wir das Knattern in der Luft hoch über unseren Köpfen. So ein Geräusch kannte ich.

Das Dröhnen des Motors und das Flappern der Rotorblätter vermischten sich zu diesem typischen Inferno, das in dieser Landschaft noch lauter wirkte, weil der Schall von den kahlen Felswänden zurückgeschleudert wurde.

»Das ist bestimmt Herr Stahlmenger mit seiner Maschine«, sagte Chris zu mir.

»Kennen Sie ihn?« fragte ich ihn.

Er lachte. »Wer kennt ihn nicht in Kandersteg? Er und seine Familie sind oft hier und machen Urlaub. Sie wohnen übrigens in der Nähe von Dortmund, das ist im Ruhrgebiet.«

»Ich weiß Bescheid«, sagte ich lächelnd.

»Ob der hier landen will?« fragte Chris, mehr zu sich selbst gewandt.

»Was könnte er wollen?«

»Weiß ich auch nicht.«

Wer als Pilot fungierte, konnten wir noch nicht erkennen, da die Maschine direkt aus den Wolken zu stoßen schien. Sie verlor rasch an Höhe und war plötzlich dicht über den Bäumen.

»Der ist ja verrückt geworden!« Chris Rügel mußte schreien, um sich bei dem Lärm verständlich zu machen.

Ob er verrückt war oder nicht, das konnte ich nicht beurteilen. Aber ich sah etwas anderes, da sich die Maschine jetzt im Schatten bewegte. Sie war nicht sehr groß, eigentlich zu klein für vier Passagiere. Durch die gläserne Kuppel drang das helle Berglicht, das momentan auch nicht blendete, so daß ich den Piloten namens Stahlmenger und auch die anderen Gestalten erkannte.

Drei bleiche, unnatürliche Gesichter.

Zombies eben!

Und sie wollten uns...

Innerhalb weniger Atemzüge wuchs der Hubschrauber an. Er kam

mir plötzlich vor wie ein tödliches Geschöß. Ob Chris die Zombies gesehen hatte oder nicht, das wußte ich nicht. Er reagierte jedenfalls nicht so, wie ich es gern gehabt hätte, denn er mußte einfach so schnell wie möglich weg. Ich handelte.

Mit einem gewaltigen Satz war ich bei ihm und stieß ihn zurück. So heftig, daß er durch die offene Tür in das Innere der Blockhütte fiel, dort zu Boden krachte und sich überschlug.

Eine Sekunde später war ich ebenfalls in der Hütte, warf mich auch zu Boden und duckte mich.

Der junge Mann kam wieder hoch. »Was ist denn?« rief er.

»Hast du nicht die Zombies in dem Helikopter gesehen?«

Er wurde bleich. »Was?«

»Ja, verdammt, lebende Leichen, und sie haben diesen Stahlmenger in ihre Gewalt gebracht.«

Er sagte nichts mehr, sondern verharrte mit vor Schrecken offenstehendem Mund.

Großartige Deckung gab es hier nicht. Ich hätte mich wohl neben dem Holzstapel an die Wand stellen können. Das wollte ich auch nicht, weil mein Sichtfeld zu sehr beeinträchtigt wurde.

So wartete ich ab und schaute dicht vor der Tür nach draußen, wo der Lärm die einsam stehende Berghütte wie ein Inferno umtoste und durch den Luftzug der Rotorblätter einiges vom Boden in die Höhe gewirbelt wurde. Staub, kleine Steine, auch Zweige und sogar dünne Schneewolken.

Die Maschine befand sich noch in der Luft, aber sie schwebte bereits dicht über dem Grund. Wenn der Pilot landete, mußte er sehr achtgeben, da der Untergrund hangartig abfiel.

Er drückte die Maschine nach unten.

Sehr langsam senkte sie sich nieder. Die Kufen bekamen Kontakt, und erst jetzt war ich sicher, daß die drei Zombies aussteigen wollten. Wie es ihnen gelungen war, Stahlmenger zu packen, war

auch für mich ein Rätsel. Ich stellte mich auf die neue Lage ein. Der Pilot öffnete selbst den Ausstieg, bekam einen Stoß in den Rücken und wurde nach draußen katapultiert.

Längst hatte ich meine Beretta gezogen. Im Gegensatz zu starken und mächtigen Dämonen waren Zombies, so gefährlich sie auch sein konnten, mit geweihten Silberkugeln zu töten. Und die steckten nun mal im Magazin meiner Pistole.

Noch fand ich kein Ziel. Stahlmenger torkelte nach draußen, stolperte über seine eigenen Beine, landete auf dem Boden und erhob sich sofort wieder, um auf die Hütte zuzulaufen.

Ich sah ihn auftauchen aus der hochwirbelnden Staub- und Schneewolke. Diese verdammte Mischung nahm mir auch die direkte Sicht auf die Zombies, so daß sie für mich kaum ein Ziel bildeten. Das war natürlich schlecht.

Stahlmenger stolperte in die Hütte. Sein Gesicht war käsig. Er wollte etwas sagen, ich aber packte ihn und zog ihn nach hinten. »Bleiben Sie da!« brüllte ich.

Ob er sich daran hielt, sah ich nicht mehr. Mein Augenmerk konzentrierte sich auf die Zombies, die ebenfalls den Hubschrauber verließen. Ich sah sie nur mehr schattenhaft, richtete mich auf und ging in einer normalen Haltung zur Tür.

Dort wollte ich sie erwarten und ihnen den Garaus machen. Die würden keine Menschen mehr killen oder ihnen Angst und Schrecken einjagen. Geweihte Silberkugeln waren...

»Sinclair, Sie müssen in Deckung!« Stahlmenger brüllte sich fast die Lunge aus dem Leib. »Die haben Gewehre!«

Ich sprang zurück und warf mich nach links, wo sich auch der Holzstapel befand. An seiner äußeren Seite rutschte ich zu Boden, konnte aber noch aus der offenen Tür schauen und entdeckte innerhalb der Wolke das hellere Aufblitzen der Mündungslichter.

Sie feuerten zu dritt.

Das Krachen der Waffen hörten wir nicht, auch nicht das Pfeifen der Kugeln, aber wir machten uns so klein wie möglich und zogen auch die Köpfe ein.

Hin und wieder hob ich den Schädel ein wenig nur an, um nach draußen zu schielen.

Die Zombies sah ich nach wie vor schemenhaft. Sie wirkten wie Wesen, die mit einem Raumschiff von einem anderen Stern gekommen waren, um sich die Erde Untertan zu machen. Nach wie vor konnte ich keinen anderen Ausdruck als das Wort gespenstisch, für sie finden, so schlimm wirkten sie.

Und sie bewegten sich kaum, standen da und schossen. Ich kam einfach nicht dazu, einen gezielten Schuß abzugeben. Ihre Kugeln zwangen mich in Deckung.

Irgendeiner mußte seine Waffe mit der Mündung nach unten gedrückt haben, denn die Einschläge lagen plötzlich gefährlich dicht neben mir, rissen den Boden auf, schleuderten mir Dreck gegen die Haut und fegten auch in den Holzstapel, wo sie lange Splitter aus dem Material rissen. Aus welchem Grunde ich plötzlich einen Blick zurückwarf, wußte ich selbst nicht.

Jedenfalls sah ich quer durch den Raum einen geduckten Schatten huschen. Es war der junge Christian Rügel, der seine Stellung wechselte und dorthin wollte, wo sich der Heuboden befand.

Es war verdammt riskant. Ich wollte ihn schon anschreien, als er aus dem Lauf heraus einen grotesken Sprung in die Höhe machte, sich halb drehte und anfang zu schreien.

Dann fiel er zu Boden.

Kugeln hatten ihn niedergeschlagen, und in mir stieg eine mörderische Wut hoch, die ich nur mühsam bezähmen konnte. Dann fielen nur noch vereinzelte Schüsse. Der mörderische Überfall der Zombies war vorbei. Sie verschwanden.

Noch zwei Schüsse gaben sie ab. Die Kugeln taten keinem etwas.

Sie jagten in das Holz der Decke.

Auch die Rotorblätter des Hubschraubers drehten sich nicht mehr. Die Maschine stand dort wie ein Gebilde der modernen Kunst inmitten der Bergwelt.

Ich war schon an der Tür. »Kümmern Sie sich um den Jungen!« rief ich Stahlmenger zu und huschte hinaus.

Noch nahm mir der Helikopter einen Teil der Sicht. Ich rannte auch nicht wie ein Irrer um ihn herum, sondern war sehr vorsichtig, als ich ihn umging.

An seinem Heck blieb ich stehen. Ich nahm den Geruch von Benzin, Abgasen und Öl wahr, schaute den Hang hinab und sah die drei Zombies in Richtung Kandersteg flüchten.

Sie waren tatsächlich bewaffnet. Jeder von ihnen trug ein Gewehr. Was sie an Munition und an anderen Waffen bei sich hatten, konnte ich nicht erkennen. Ich sah sie nur mehr in ihrem steifen, oft schwankenden Gang, manchmal auch stürzen, aber dann weiterrennen. Der Vorsprung war nicht so groß, als daß ich ihn nicht hätte einholen können. Deshalb jagte ich ihnen hinterher. Wenn sie Kandersteg erreichten, war dort die Hölle los. Mir erging es nicht besser als den lebenden Toten. Auch ich als Mensch hatte so meine Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu halten. Zudem trug ich nur Halbschuhe mit flachen Sohlen, Bergstiefel wären hier vernünftiger gewesen. Wahrscheinlich kamen die Zombies ebenso schnell oder langsam voran wie ich, so daß sich an der Distanz zwischen uns wohl kaum etwas ändern würde. Sie hatten außerdem noch einen Vorteil. Wenn sie hinfielen und sich irgendetwas aufschlugen, verspürten sie keinerlei Schmerzen, das war bei mir anders.

Ich erreichte eine kleine Bauminsel. Sturmgepeitschte Tannen hatten hier ihren schrägen Halt gefunden. Um sie herum befanden sich Schneenester. In eines davon geriet ich, ruschte tief hinein, kletterte wieder raus und rannte weiter.

Verfolgt von kleinen Bächen oder Rinnsalen, die der in der Höhe tauende Schnee talwärts schickte.

Ich merkte, daß die wilde Verfolgungsjagd an die Kondition ging. Dennoch dachte ich nicht im Traum an Aufgabe. Ich mußte diese Brut stellen und vernichten.

Die kleine Baumgruppe lag hinter mir, ich schaute wieder auf eine freie Fläche, die schwierig zu begehen war, deshalb machte ich es wie die Kinder und rutschte hinab.

Meine Kleidung verlor mit jedem Meter, den ich zurücklegte, mehr an Wert. Kleine, spitze Steine hakten sich fest, stachen auch in die Haut, und ich entdeckte, als ich direkt nach unten schaute, das graue Band der Straße, die sich am Hang entlangschlängelte.

Dort stand auch mein Leihwagen.

Und den hatten die Zombies erreicht. Ich war fest davon überzeugt, daß sie nichts damit anfangen konnten, denn welcher Zombie fuhr schon Auto? Man lernt im Leben eben nie aus, auch ich nicht. Die Zombies verstanden es sehr wohl, das Fahrzeug für ihre Zwecke zu nutzen. Zwei von ihnen schoben es an. Ein dritter hatte sich gedreht und schaute mir entgegen.

Obwohl die Entfernung zwischen uns noch ziemlich groß war, erkannte ich ihn. Die Frauen hatten mir Bilder von ihren Männern gezeigt. So ungefähr konnte ich mich noch an die Fotos erinnern und wußte auch, daß Jerome Woeber zu seinen Lebzeiten einen Bart getragen hatte. Er war es, der auf mich schoß.

Zum Glück zielte er nicht richtig. Irgendwo rechts neben mir schlug die Kugel ein, der zweite Schuß traf auch nicht. Zu einem dritten kam er nicht mehr, da er sich beeilen mußte, weil seine Artgenossen den BMW mittlerweile angeschoben hatten.

Er rollte schräg über die schmale Straße dem am Rand abfallenden Hang entgegen. Ich hatte zwar abgeschlossen, aber den lebenden Leichen war es gelungen, die Fenster einzuschlagen. An ihren

Rändern hielten sich die beiden fest, die auf dem Dach lagen, und Jerome Woerber beeilte sich noch mehr, um die anderen einzuholen. Mit einem Sprung erreichte er den Kofferraum, umklammerte die Beine seiner Freunde in Höhe der Knöchel. Einen Lidschlag später rumpelte der BMW bereits über die Straßenbefestigung, war auf dem Hang und fuhr abwärts. Meinen Blicken entschwand er.

Ich kam mir noch immer vor wie auf einer Rutsche. Für einen gezielten Pistolenschuß war die Distanz zwischen mir und den Zombies viel zu weit gewesen, ich hatte also wieder das Nachsehen und landete schließlich in einer kleinen, feuchten Hangvertiefung, nicht weit von der Straße entfernt.

Ausruhen galt nicht. Schnell kam ich hoch, glitt schräg die letzten Meter hinab und lief ebenso schräg auf der Straße aus, an deren linken Rand ich mich stellte und in die Tiefe schaute.

Da rumpelte der Wagen mit den Zombies talwärts. Über Mulden und Senken hinweg, wurde in die Höhe geschleudert wie ein bockbeiniger Esel, fiel wieder zurück, fuhr weiter, und auch die Zombies mußten die Schaukelei ertragen, die ihnen wohl nicht viel ausmachte, da es ihnen nach wie vor gelang, sich gegenseitig und auch am Wagen festzuklammern. Ohne das jemand am Lenkrad gedreht hätte, bekam der BMW einen Schlag, fuhr in eine Rechtskurve und rollte trotzdem weiter.

Ich blieb zurück.

Hatte es überhaupt Sinn, ihn noch zu verfolgen? So recht glaubte ich nicht daran. Der Vorsprung war einfach zu groß gewesen. Zudem hatten die verfluchten Zombies noch Glück gehabt, auch konnten sie sich nahe des Ortes, wo der Wald dichter war, besser verstecken. Ich wollte schon zurückgehen, als das Echo ein Krachen zu mir hochtrug. Es hörte sich so blechern an, und mir war klar, was es bedeutete. Der BMW war gegen einen Baum gefahren und hatte sich dort regelrecht zusammengeschoben.

Da war nichts mehr zu holen für mich. Die Zombies würden jetzt zu Fuß flüchten.

»Irgendwann!« flüsterte ich, »stehen wir uns unter anderen Bedingungen gegenüber, das kann ich euch versprechen!« Dann drehte ich mich um und ging den verfluchten Weg wieder zurück...

Herr Stahlmenger, der Pilot, hatte die Blockhütte verlassen und wartete neben seinem Hubschrauber auf mich, der die Landung gut überstanden hatte.

Ich suchte nach Christian Rügel. Stahlmenger hatte meinen Blick bemerkt. »Er ist nicht mehr in der Hütte. Ich wollte mit ihm gerade losfliegen.«

»Ist er tot?«

Etwas länger schaute mich der Deutsche an. »Nein, er ist nicht tot, obwohl er zwei Kugeln abbekommen hat. Ich fliege ihn nach Thun, dort kann er behandelt werden.«

»Wie gefährlich sind die Verletzungen?«

»Ich bin kein Arzt. Er ist einmal am Bein und an der Hüfte getroffen worden. Der Hüfttreffer war zum Glück nur ein Streifschuß.«

Stahlmenger hob die Schultern. »Mehr konnte ich nicht tun.«

»Und wie haben Sie die Zombies erwischt?« fragte ich.

»Sie lauerten mir auf. Ich wollte fliegen, da standen sie plötzlich. Sie kamen aus der Hütte, wo einige Ersatzteile aufbewahrt werden. Sie umstellten und bedrohten mich mit ihren Waffen. Die müssen sie bei einem Einbruch abgestaubt haben.«

»Mich wundert nur, daß man Sie nicht getötet hat.«

Stahlmenger zuckte mit den Schultern. »Im nachhinein wundert mich das selbst. Meine Güte, was hatte ich eine Angst! Sie hockten hinter mir, stanken nach Moder und Verwesung und befahlen mir, zu dieser Hütte zu fliegen.«

»Wahrscheinlich wußten sie, daß wir hier waren.« Ich nickte

gedankenverloren und berichtete in knappen Worten, wie mir die drei entkommen waren.

Stahlmenger war etwas aufgefallen. »Sie zeigen keine Furcht, Herr Sinclair. Kennen Sie sich aus?«

»So ungefähr.«

Der Mann aus dem Ruhrgebiet nickte. »Das hatte ich mir schon gedacht.« Mehr fragte er nicht.

Dafür öffnete er die Cockpittür. Ich schaute ebenfalls in den Copter. Auf zwei Decken lag der Verletzte. Er war sehr bleich geworden und wimmerte leise. Notdürftig hatte ihn Stahlmenger aus der Bordapotheke verbunden. »Ich habe ihm auch eine schmerzstillende Tablette gegeben«, sagte er noch.

Dieser Mann war wirklich gut, weil er stets die Übersicht behielt. Piloten mußten wohl so sein.

»Und wo wollen Sie hin?« fragte er mich.

»Nach Kandersteg.«

»Wieder den Weg zurück?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

Stahlmenger winkte ab. »Wissen Sie was? Ich lande in Kandersteg kurz zwischen und setze Sie ab. Dann fliege ich weiter zum Krankenhaus nach Thun.«

Ich schlug dem wesentlich kleineren Mann auf die Schulter. »Vor Ihnen kann man Hochachtung haben.«

»Ach, halb so wild. Alles nur eine Sache der Organisation. Früher wollte ich mal Politiker werden, aber mir paßte keine Partei.« Er grinste verschmitzt. »Jetzt will ich selbst eine gründen. Die Tombola-Partei. Kann jeder eintreten, der genügend spendet.«

Ich lachte. »Da hätten Sie in Deutschland wohl eine Chance.«

»Sie in England nicht minder«, erwiderte er beim Einsteigen und ließ mich ebenfalls in den Copter.

Glatt und sicher startete er. Ich schaute in die Tiefe. Ich konnte

genau erkennen, wie der schräge Berghang unter uns zurückblieb, als wir an Höhe gewannen und plötzlich schon über den schräg wachsenden Nadelbäumen schwebten.

Im direkten Kurs flogen wir auf Kandersteg zu. Und zum erstenmal sah ich den Ort aus der Luft.

Er verlor nichts von seinem besonderen Reiz, aber ich durfte mich nicht auf diesen Anblick konzentrieren, sondern mußte auch nach den lebenden Leichen Ausschau halten, die sicherlich unter uns irgendwo im Gelände herumturnten.

Wir flogen an einem Schneefeld entlang. Wie auch der Pilot, so hatte ich ebenfalls meine getönte Brille aufgesetzt. Unter uns huschte der grauweiße Belag hinweg, er wechselte mit dem Braungrün einer Winteralm ab.

Keine Spur der Zombies.

Einmal glaubte ich, eine Bewegung zu sehen, das konnte ebenso ein Tier sein.

Weit oben, dicht unter einem Gipfel erkannte ich auf einem Vorsprung eine Hütte. Stahlmenger hatte meinen Blick bemerkt und sagte: »Da können Sie hinwandern.«

»Im Winter?« fragte ich laut zurück.

»Nein, ist mehr etwas für den Sommer. Als ich hier meinen Pilotenschein machte, habe ich Proviant hochgeschafft.«

»Sind Sie immer allein hier?«

Er lachte. »Nicht immer. Während der Sommerferien habe ich auch meine Familie in Kandersteg. Wir sind Geschäftsleute und besitzen ein Kaufhaus. Da muß immer einer da sein, der sich um den Laden kümmert. Bei meiner Frau ist er in guten Händen. Das soll nicht heißen, daß ich blau mache. Im Gegenteil, wenn ich anwesend bin, habe ich auch oft einen Sechzehnstudentag.«

»Wem sagen Sie das?« Auch bei mir gab es manchmal Tage, an denen ich einfach nicht zur Ruhe kam. Das gehört zu meinem Job. Da

ich ihn mir freiwillig ausgesucht hatte, darf ich mich nicht beschweren. Ansonsten hätte ich auch die Anwaltskanzlei meines Vaters übernehmen können.

Die lebenden Leichen hielten sich so gut versteckt, daß wir nicht einmal einen Zipfel von ihnen sahen. Der erste Angriff war fehlgeschlagen. Sicherlich bereiteten sie sich jetzt auf den zweiten vor, und der würde sicherlich mit mehr Geschick vorgetragen werden.

Daran dachte ich mit Schrecken. Wenn sie das Hotel überfielen, konnte es böse ausgehen.

Ich hatte kaum den Gedanken geführt, als ich bereits das Royal Hotel Gemmi unter uns auftauchen sah. Wir schienen über das Dach wegzurutschen und erreichten sofort danach die Rückseite, wo Stahlmenger zwischen Pool und Reitplatz landete.

So etwas war wohl noch nicht oft vorgekommen, denn das Personal erschien plötzlich an den Fenstern und lief auch auf die kleine Terrasse, die sich an den großen Speisesaal anschloß.

Sicher setzte der Pilot auf. »Sie waren klasse«, sagte ich zum Abschied und blinzelte ihm zu.

»Bis später.«

»Wann sind Sie zurück?«

»Noch vor Einbruch der Dunkelheit.«

»Okay, guten Flug.« Ich lief geduckt aus dem Drehbereich der Rotorblätter und schaute zu, wie Stahlmenger startete. Der Hubschrauber stieg wie ein übergroßes Insekt in die Luft. Ein Mann im grauen Anzug erschien. Er stand auf der Terrasse, hatte eine Hand zum Schutz vor den Sonnenstrahlen erhoben und schaute dem Hubschrauber nach.

»Fein, fein«, kommentierte er. »Dieser Mann hat etwas gelernt, das kann man merken.« Er sah mich auf sich zukommen und stellte sich als der Besitzer des Hotels vor.

Als er meinen Namen hörte, fragte er: »Sie sind der Gast aus London?«

»Fein.« Er strahlte mich an. »Nur schade, daß Sie nicht im Sommer gekommen sind. Wir hätten auf dem Thuner See segeln können.«

»Vielleicht klappt es ein ander Mal.«

»Würde mich freuen.«

Ich hatte es eilig, lief durch den Speisesaal und traf auf Herrn Contini, der ein zusammengeklapptes Schachbrett unter dem rechten angewinkelten Arm trug.

»Alles in Ordnung?« fragte er mich.

»So gut wie?«

Herr Contini war ein alter Fuchs. Er schaute mich über die Ränder seiner Brille an, und der Blick glitt auch an meiner Gestalt entlang bis zu den Füßen. »Sie scheinen ausgerutscht zu sein, Herr Sinclair.«

»Das passiert hin und wieder.«

»Verstehe schon. Wenn Sie speisen wollen«, er schaute auf seine Uhr, »ab 19.00 Uhr.«

»Danke.«

Ich ging weiter. In der Tat kam ich mir in meiner schmutzigen Kleidung deplaziert vor, aber daran war nun nichts mehr zu ändern. Im Foyer sah ich eine Bekannte in einem der Ledersessel sitzen. Es war Evelyn Binussek. Sie blätterte desinteressiert in einem Modemagazin, als Beschäftigungstherapie.

Sie sah mich auch und stand auf. »Gibt es etwas Neues?« fragte sie.

»Ja.«

»Was denn?«

Da sie ziemlich laut gesprochen hatte, legte ich einen Finger auf meine Lippen.

»Ach so, ja.« Sie verstand das Zeichen. Ich führte sie in einen der beiden Aufenthaltsräume, wo sich auch die halbrunde Bar und der Kamin befanden. Auch ein Klavier stand dort.

Niemand spielte. Erst am Abend würde der Musiker erscheinen. Da ich mich mit meinen schmutzigen Sachen nicht setzen wollte, blieben wir stehen. Gespannt schaute mich Mrs. Binussek an.

»Wo sind ihre beiden Freundinnen?« erkundigte ich mich.

»In ihren Zimmern. Ich wollte auch hoch und mich umziehen. Aber Sie wissen doch etwas Neues!«

»Das stimmt. Ich habe die drei Zombies gesehen.«

Evelyn Binussek schaute mich an, als hätte ich ihr etwas Verbotenes erzählt. »Was haben Sie?«

Ich wiederholte den Satz.

»Wo denn?«

»Nahe einer Berghütte. Sie kamen mit einem Hubschrauber. Den Piloten hatten sie in ihre Gewalt gebracht. Dann fingen sie an zu schießen, denn sie haben sich Gewehre besorgt.«

»Großer Gott!« hauchte sie, »das darf nicht wahr sein.«

»Leider ist es eine Tatsache.«

»Aber sie sind Ihnen entkommen?«

»Leider.«

Vor der nächsten Frage hatte sie Angst. Ich sah es daran, wie sie schluckte. »Mein Mann... ich meine... er war doch sicherlich auch dabei. Oder etwa nicht?«

»Doch, er gehörte dazu.«

»Und wie sah er aus?«

Eine zwingende Frage. Was sollte ich aber antworten? Von einem Wesen sprechen, das zwar äußerlich ein Mensch war, aber dennoch keine Seele mehr besaß, sondern sich als lebender Leichnam durch die Gegend bewegte?

»Ich kann es vertragen«, sagte sie. »Bitte, Sie müssen mir einfach erzählen, wie er ausgesehen hat!« Sie faßte nach meinen Händen, schaute mich an, ihr Blick brannte dabei.

»Er muß verletzt gewesen sein«, erwiderte ich leise. Durch

Axthiebe. Er sah nicht gut aus.

Evelyn kniff die Augen ein wenig zusammen. »Wieso Axthiebe? Ist das vor seinem Tod geschehen?«

»Nein, es muß nachher gewesen sein. Wie alles genau zusammenhängt, werde ich Ihnen vielleicht später erklären. Wir sehen uns sicher beim Abendbrot. Ich muß mich auch noch umziehen und über einige Zusammenhänge nachdenken. Das werden Sie bestimmt verstehen.«

»Selbstverständlich, Mr. Sinclair.«

»Dann bis später.«

Ich ging hoch in mein Zimmer, betrat das Bad und zog mich aus. Für einen Moment blieb ich vor dem breiten Wandspiegel stehen und betrachtete mein Gesicht.

Auch ich war älter geworden, hatte kleine Falten bekommen. Vielleicht lag es auch an der Bedrohung, die ich spürte. Obwohl ich noch keinen Beweis hatte, war ich fest davon überzeugt, daß die drei Zombies zuschlagen würden.

Und zwar in der Nacht!

Die beiden auf dem Autodach liegenden Toten waren durch den Aufprall des BMW gegen den Baum zu Boden geschleudert worden. Jerome Woerber, der sich am Kofferraumdeckel hatte festklammern wollen, war mit dem Schädel gegen die Heckscheibe geknallt und hätte sie fast noch durchschlagen.

Claus Binussek und Erich Buchwald standen auf. Binussek hatte den Axthieb abbekommen. In seiner rechten Schulter klaffte ein tiefer Spalt. Blut war auch aus der Wunde gedrungen und hatte schon eine Kruste gebildet. Das tat ihm nichts, denn wer ihn töten wollte, mußte mit anderen Dingen kommen.

Sie standen auf.

Ihre Gewehre lagen irgendwo im Gras. Sie suchten sie auch nicht

mehr, ließen den Wagen stehen und machten sich zu Fuß auf den weiteren Weg, der jetzt talabwärts führte.

Sehr oft wurden sie von den kleinen Waldinseln gedeckt. Immer dann, wenn sie Lücken erspähten, schauten sie auch hinunter in den Ort. Sie beobachteten das Leben und Treiben, sahen die Menschen auf den Gehsteigen spazieren, die Wagen, die langsam über die Straßen fuhren, und sie dachten daran, daß dies alles bald ihnen gehören würde. Die Gewehre trugen sie zwar nicht mehr bei sich, aber sie waren nicht waffenlos. Beim Einbruch in das Haus hatten sie noch Pistolen, Revolver und auch Messer gefunden. Keine Küchenmesser, sondern Jagdmesser mit breiten und beidseitig geschliffenen Klingen. Die Stichwaffen steckten in ihren Gürteln. Sie dachten auch daran, daß die Dunkelheit bald kommen würde. Vatertag war. Vor einem Jahr hatte es sie erwischt, da waren sie bei ihrer Wanderung auf das Tunnelwesen gestoßen. Es hatte ihnen zombiehaftes Leben versprochen und sie getötet.

Jetzt waren sie zurückgekehrt, um sich zu rächen und um ihren Namen alle Ehre zu machen.

Langsamer als zuvor schritten sie weiter und blieben mit ihrem sicheren Instinkt in Deckung, als sie plötzlich das Geräusch des fliegenden Hubschraubers vernahmen.

Über sie glitt die Maschine hinweg und verschwand in Richtung Kandersteg.

Eine halbe Stunde später hatten auch sie den Ort erreicht. Und zwar dort, wo nur mehr wenige Häuser standen und der Weg nach Kandergrund führte. Niemand war Zeuge, als sie die Straße überquerten, sich in das Gelände schlugen und hinter den vereinzelt stehenden Häusern sich ihrem eigentlichen Ziel näherten. Nur einmal schlug ein Hund an. Es war ein Rottweiler. Er hatte die Untoten gewittert, konnte aber nicht eingreifen, da er sich an einer Kette befand.

Erich Buchwald hörte das Gebell, ließ die anderen stehen und schritt auf den Hund zu, der an seiner Kette zerrte, wie verrückt bellte und plötzlich winselte, als der Zombie näherkam. Das Tier hatte gespürt, welch eine Gefahr von diesem Wesen ausging.

Buchwald zog sein Messer. Noch einmal wollte sich der Hund aufbäumen, aber die Hand mit der Klinge war schneller. Keine Reißzähne hielten sie auf, als sie einige Male von oben nach unten fuhr und dabei immer dunkler wurde...

Die anderen beiden hatten schon einen kleinen Pfad gefunden. Sie gingen ihn entlang, denn er führte zu einem Ziel, das die Zombies schon als normale Menschen kennengelernt hatten.

Es war die Seilbahnstation zum Oeschinensee. Dort oben hatte es sie erwischt, aber da wollten sie nicht mehr hin, sondern die Dunkelheit im Schutz der Station abwarten.

Und die Dämmerung kam.

Allmählich schlief das normale Leben in Kandersteg ein. Doch das untote erwachte.

Die drei Zombies setzten sich wie Marionetten in Bewegung, um ihr grausames Finale einzuläuten.

Noch war Vatertag...

Und das wußte auch ich, als ich in einem Anzug die Treppe hinabschritt. Unter meiner Jacke hielt ich die Waffe verborgen. Wenn die Zombies auftauchten, war ich gerüstet. Ich hoffte stark, sie mit Silberkugel-Treffern erledigen zu können. Ich dachte automatisch an meine erste Begegnung mit ihnen. Furchtbar hatten sie ausgesehen. Wer ein Jahr unter der Erde liegt, ist eben keine Schönheit mehr. Ich erlebte diese Anblicke zwar nicht täglich, neu waren sie mir auch nicht, so daß sich mein Schrecken in Grenzen gehalten hatte.

Bei den Frauen würde dies nicht so sein. Wie mußten sie fühlen, wenn ihnen plötzlich ihre toten Männer gegenüberstanden, zudem

noch in dem augenblicklichen Zustand.

Da mußten sie einfach durchdrehen. Deshalb hoffte ich, ihnen den Anblick ersparen zu können.

Einen Plan hatte ich mir zurechtgelegt. Nach dem Dinner wollte ich mich ein wenig umschauen. Zudem setzte ich auf Herrn Stahlmenger, den Piloten. Er war ein mutiger Mann, sicherlich würde er mir zur Seite stehen und ebenfalls die Augen offenhalten. Jedenfalls setzte ich darauf, die Untoten außerhalb des Hotels zu erwischen, wo sich am Abend kaum Menschen aufhielten.

Ich hatte die Treppe hinter mich gebracht, erreichte eine Glastür, die mir von einem der jüngeren Ober aufgehalten wurde. Ich bedankte mich mit einem Nicken bei ihm, passierte ihn und ging scharf nach rechts, um den Raum zu betreten.

In der Dunkelheit wirkte er ganz anders. An der Decke strahlten die beiden Kronleuchter. Sie gaben ein sehr helles Licht ab, dessen Schein vom Silber der Bestecke, Pfannen und Töpfe zurückgeworfen wurde. Im Kamin brannte das Grillfeuer. Fleisch drehte sich am Spieß. Auf einem langen Tisch waren die Desserts aufgebaut. Herrliche Schlemmereien, bei deren Anblick mir das Wasser im Mund zusammenlief. Leider würde ich mich dem Mahl nicht in aller Ruhe widmen können, das Wissen um die lauenden drei Zombies hatte meine innerliche Unruhe verstärkt.

Ein wenig unschlüssig stand ich zwischen Tür und Desserttisch, da ich nicht wußte, wo ich Platz nehmen sollte.

Ein Ober trat an mich heran, begrüßte mich und erklärte mir, daß die drei Damen an ihren Tisch für mich einen Platz reserviert hatten.

»Darf ich Sie zu ihnen führen?« fragte er.

Ich nickte.

Der dunkelhaarige Ober ging vor. Nicht einmal die Hälfte der Tische waren besetzt, da die Saison noch bevorstand. Wir schritten in den hinteren Teil des Speisesaals und bewegten uns auf die große

Fensterfront zu, wo die drei Frauen an einem runden Tisch saßen. Evelyn Binussek winkte mir zu. »Kommen Sie, Mr. Sinclair, hier ist Ihr Platz!«

Ich begrüßte die Frauen, der Ober rückte mir den Stuhl zurecht, dann setzte ich mich zwischen Evelyn Binussek und Silvie Woeber. Blaß sahen meine drei Tischnachbarinnen aus, trotz der Schminke, die sie aufgelegt hatten. Sie hatten sich auch umgezogen, trugen elegante Kleider in den schon modischen Farben des nahen Sommers. Mint, rosa und weiß herrschten bei ihnen vor. Evelyn Binussek hatte sich über ihre Leinenbluse noch eine Strickweste gestreift. Als Getränk wählte ich Mineralwasser, schaute mir die Menükarte an und fragte mich, wer das alles essen sollte. Ich konnte unter mehreren Vorspeisen wählen, aber auch alle zugleich nehmen. Es war tatsächlich unwahrscheinlich, was hier aufgetischt wurde.

Alles war irgendwie vornehm, aber doch ungezwungen und auf gewisse Art und Weise nett.

Lautlos wurde von einem der Ober ein Vorspeisenwagen herbeigerollt. Ich entschied mich für süßsaure Heringe, die es neben anderen Dingen noch gab. Die Damen nahmen nichts. Auch keine Suppe. Sie wirkten sehr verkrampft und nervös. Kein Wunder.

Ich schaute nach draußen. Im Garten brannten einige Laternen. Sie gaben nur wenig Licht, der größte Teil der Anlage lag eingepackt in der dichten Dunkelheit.

»Heute ist Vatertag«, sagte Brigitte Buchwald plötzlich. »Noch fünf Stunden...«

Ich tupfte mir mit der Serviette die Lippen ab. »Wie meinen Sie das?«

»Daß wir sie vielleicht noch sehen werden.«

»Mich wundert nur, daß dieser Vatertag von Ihren Männern vorgelegt worden ist. Normalerweise ist er doch ein paar Wochen später.«

»Das ist auch so eine Sache«, erklärte Silvie Woeber. »Unsere Männer sind etwas Besonderes. Sie hockten schon als Studenten zusammen, und sie sind auch stets in dieses Hotel hier gefahren. Hier haben sie gefeiert, getrunken, vielleicht auch geliebt, wer weiß...« Sie hob die Schultern, »und sie haben hier ihre Touren gemacht und ihr Treffen kurzerhand Vatertag genannt.«

»Dann spielt das Hotel eine besondere Rolle für sie.«

»So ist es«, sagte Brigitte Buchwald und stellte mir eine Frage. »Wer hat Sie im Speiseraum begrüßt? War es ein dunkelhaariger Ober um die dreißig?«

»Ja.«

»Er heißt Thomas und war ein Freund unserer Männer. Sie haben viel gemeinsam unternommen, vor allem Bergwanderungen. Da war Thomas ein guter Führer, er kennt die Gegend wie seine Westentasche. Er ist übrigens Deutscher.«

»Weiß er auch etwas über den rätselhaften Tod der Drei?«

Brigitte Buchwald schob ihre Brille hoch. »Das nehmen wir sehr stark an. Nur hat er nie darüber gesprochen.«

Ich trank einen Schluck Mineralwasser. »Haben Sie ihn denn danach gefragt?«

»Ja, nur keine Antwort bekommen. Er behauptete stets, daß er nichts wüßte.«

»Wahrscheinlich werde ich ihn fragen müssen«, erklärte ich und schaute zu, wie mein Vorspeisenteller abgeräumt wurde. Unter den angebotenen drei Hauptgerichten hatte ich mich für die Grilladen entschieden. Das gleiche bekamen auch meine Tischnachbarinnen, die mit fortschreitender Uhrzeit immer nervöser wurden und immer häufiger in den Garten schauten.

»Es ist nichts«, sagte ich lächelnd, da mir ihre forschenden Blicke nicht entgangen waren.

»Wir warten darauf«, erklärte Evelyn Binussek.

»Es ist möglich, daß uns die drei Gestalten bereits beobachten. Dann aber aus größerer Entfernung, weil wir ja gut am Fenster zu sehen sind!«

»Man könnte uns also erschießen«, stellte Silvie Woeber sehr sachlich fest.

»Ja.«

»Dann ist der Platz aber falsch!« flüsterte Mrs. Binussek.

»Das würde ich nicht sagen. Die Zombies schießen nicht so leicht. Sie haben andere Methoden.«

»Auf Sie hat man doch...«

»Bei mir war das etwas anderes. Sie müssen irgendwie gespürt haben, daß ich ihnen gefährlich werden konnte. Wie dem auch sei, lassen Sie sich jetzt keine grauen Haare wachsen! Essen Sie ruhig! Reißen Sie sich zusammen! Wenn sie kommen, ist noch immer Zeit genug, etwas gegen sie zu unternehmen.«

»Dann rechnen Sie auch damit, Mr. Sinclair?« fragte Silvie Woeber.

»Natürlich.«

»Und Sie sind so ruhig?«

»Es ist mein Beruf. Ich habe mich schon des öfteren mit lebenden Toten herumgeschlagen.«

»Stimmt das?«

»Es stimmt, Silvie«, sagte Evelyn Binussek. »Hätte ich Mr. Sinclair sonst geholt?«

»Ja, du hast recht.«

»Eben.«

Wir hatten die Hauptspeise bestellt und bekamen die Grilladen. Dazu gab es Gemüse.

Außer mir hatte so niemand den rechten Appetit. Ich schaute hin und wieder auf das Fenster. Dabei beobachtete ich auch Thomas, den Ober. Er bewegte sich lässig und sicher, war braungebrannt, sein

dunkles Haar hatte er sorgfältig gekämmt, und der schwarze Frack stand ihm gut. Dieser junge Mann wußte also mehr. Und wahrscheinlich kannte er auch das Geheimnis um den Tod der drei Männer.

Ich suchte nur mehr nach einer Gelegenheit, um mit ihm allein sprechen zu können. Hoffentlich ergab sich die noch im Laufe des Abends. Mir schmeckte es ausgezeichnet. Einen Salat hatte ich auch bekommen. Ich führte soeben die Gabel zum drittenmal an den Mund, als der leise Schrei ertönte.

Ich hatte mich so erschreckt, daß ich mich mit den Zinken fast verletzt hätte.

Brigitte Buchwald saß steif und wie angewachsen auf ihrem Stuhl. Ihr Gesicht war ebenfalls erstarrt und gleichzeitig verzogen, so daß der Mund offenstand. Aus ihren Augen leuchtete der Schreck. Sie blickte zwischen Evelyn Binussek und mir vorbei auf die bis zum Boden reichende Fensterscheibe.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte sie leise.

»Wen?«

»Meinen Erich!«

Diesmal drehte auch ich mich. Das Murmeln der übrigen Gäste vernahm ich nicht mehr, auch nicht das leise Klappern der Bestecke oder die knappen Anweisungen der Ober. Ich konzentrierte mich voll und ganz auf den Anblick hinter der Scheibe.

Ein dunkler Park. Wenige Lichtinseln, mehr Schatten. Hin und wieder das Glitzern einer Pfütze, wenn sie vom Schein getroffen wurde. Mehr sah ich nicht.

Keinen Zombie...

»Und Sie haben sich nicht getäuscht, Frau Buchwald?« wandte ich mich an die Frau.

»Nein, ich habe ihn gesehen.«

Ihre Stimme klang abgehackt, als würde ein Computer sprechen.

»Wie sah er aus?«

»Weiß ich nicht. So lange konnte ich nicht hinschauen. Ich sah das weiße Gesicht und wußte genau, daß es meinem Erich gehörte. Ja, es gehörte ihm. Er war es!«

Ich sah ihr an, daß sie kurz vor einem Nervenzusammenbruch stand und mußte etwas tun, um sie zu beruhigen. »Bitte, Frau Buchwald, nicht so! Bleiben Sie ruhig, tun Sie uns allen den Gefallen.«

»Aber mein Mann...«

»Um ihn werde ich mich kümmern.«

Evelyn Binussek legte ihre Hand auf die meine. »Wollen Sie wirklich nach draußen?«

»Ja, ich muß mich im Garten umschauen.«

»Dann glauben Sie nicht an eine Einbildung?«

»Das bestimmt nicht.«

Evelyn nickte. »Wie Sie meinen, Mr. Sinclair. Man wird sich hier nur wundern, wenn Sie den Tisch verlassen und nach draußen gehen.«

»Das macht nichts. Sie können das Personal und die übrigen Gäste ja beruhigen. Und noch eins. Versuchen Sie, diesen Thomas davon zu überzeugen, daß ich mit ihm reden will.«

»Mal sehen.«

Ich stand endgültig auf. Dabei war ich nicht der einzige, der dies tat, denn andere Gäste hatten sich ebenfalls erhoben und gingen auf das Dessert-Buffer zu, wo sie unter allerlei Köstlichkeiten wählen konnten. Ich ließ eine rothaarige Frau passieren und erreichte die Tür zur Terrasse. Sie war sehr breit, ließ sich gut aufhebeln, und bevor irgend jemand etwas davon mitbekommen hatte, stand ich schon draußen. Die Tür ließ ich angelehnt und hatte sie nur schwach festgedrückt. Dann sah ich zu, so rasch wie möglich aus dem unmittelbaren Lichtschein und in die Dunkelheit des kleinen Parks zu

gelangen.

Über einen weichen Rasenboden schritt ich. Schräg näherte ich mich dem Pool, wich dem Schein zweier Lampen aus und erreichte über einen winzigen Hügel das eingezäunte Gelände des Tennisplatzes. Es war umgeben von Bäumen, die im heißen Sommer der großen Liegewiese Schatten gaben.

Geräusche hörte ich nicht. Ich lauschte auf Schritte, da ich wußte, daß es den Zombies kaum gelang, sich lautlos zu bewegen. Wenn sie einen Fuß vor den anderen setzten, hörte sich dies stets dumpf an, da sie sich längst nicht so geschmeidig wie normale Menschen bewegten. Als ich durch einen Schneerest schritt, knirschte das Zeug unter meinen Sohlen.

Der Draht des Tennisplatzes glitzerte. Vor der Umzäunung blieb ich stehen und schaute zurück.

Der Speisesaal war auch aus dieser relativ großen Entfernung gut zu erkennen. Ich blickte hindurch, die Kronleuchter ließen das Innere festlich erscheinen, und ich sah auch den Tisch, an dem ich gesessen hatte. Deutlich waren die drei Witwen zu erkennen. Wenn ein Zombie sie beobachtet hatte, dann konnte er sich sogar hier in der Dunkelheit verbergen.

Tat sich etwas?

Nein, noch blieb alles ruhig. Auch die Frauen waren von keiner Panik ergriffen worden, obwohl sie nicht mehr aßen und sich flüsternd unterhielten.

Im Normalfall hätte ich nicht mehr weitergesucht und mir gesagt, daß sich die Frau getäuscht hatte. Aber ich hatte bereits Bekanntschaft mit den Untoten gemacht und ich wußte, daß sie gefährlich, raffiniert und auch clever waren.

Vielleicht belauerten sie mich bereits, ohne daß ich es merkte. Ihnen traute ich alles zu.

Der Tennisplatz lag so ziemlich am Ende des Grundstücks. Bisher

hatte ich nur einen Teil des Geländes durchsuchen können, aber ich war ja noch nicht fertig!

Ich schlug einen Bogen. An das Hotel schloß sich noch ein Anbau an. Dort lagen die Zimmer des Personals, und in der unteren Hälfte des Anbaus war ein Reitstall untergebracht. Soviel ich wußte, sollte es vier Pferde geben, die den Gästen auch zur Verfügung standen. So ein Stall eignet sich auch als Versteck. Wäre ich ein Zombie gewesen, hätte ich mich dorthin zurückgezogen.

Bewußt vermied ich den Schein der Lichtinseln, bewegte mich im Dunkeln voran und kam mir selbst vor wie ein Schatten, der mit der düsteren Nacht verwachsen war.

Auch der Himmel zeigte sich bewölkt. Weder Mond noch Sterne sah ich. Das war am Tag anders gewesen, aber in den Bergen wechselt das Wetter schnell.

Ich erreichte den Anbau und schob mich in seinem Schatten näher an den Eingang des Stalls heran.

Der Durchgang war schmal und hoch und wurde von einer Tür begrenzt, die nicht abgeschlossen war, wie ich feststellen konnte, als ich meine rechte Hand auf die eiserne Klinke legte.

Behutsam zog ich die Tür auf. Sofort nahm ich den typischen Stallgeruch wahr, eine Mischung von Tierausscheidung, Heu und einem anderen Geruch, der noch alles andere überlagerte.

Zunächst wußte ich nicht, was für ein Duft da in meine Nase gestiegen war. Es stank irgendwie süßlich, und ich spürte bereits den Geschmack auf der Zunge. Eine ekelhafte Sache.

Rechts und links lagen die Boxen. Mauern so hoch, daß sie mir fast bis zur Brust reichten. Darüber waren sie bis zur Decke hin offen. Aus der rechts von mir liegenden Box drang der ungemein starke, so eklige Geruch.

Pferde befanden sich wohl nicht im Stall. Jedenfalls hatte ich keine gesehen.

Und dennoch war ein Tier vorhanden. Ich sah es, als ich meine kleine Lampe anknipste.

Der dünne Strahl stach dem Boden entgegen und traf ein Ziel. Es war der Körper eines Pferdes.

Das Tier lag verkrümmt am Boden. Und jetzt wußte ich auch, woher dieser widerliche Geruch stammte.

Es war das dampfende Blut, das sich überall verteilt hatte. Jemand hatte das Pferd grausam getötet...

Mir drehte sich fast der Magen um, als ich das sah. Gleichzeitig hatte ich auch den Beweis dafür bekommen, daß sich die Zombies in der Nähe aufhielten und den Hotelkomplex erreicht hatten.

Ich spürte Fieber in mir aufsteigen, das eine Gänsehaut produzierte, die einfach nicht weichen wollte. Am liebsten wäre ich davongelaufen, statt dessen blieb ich und leuchtete, so gut es ging, die Box aus. Bis auf das getötete Tier war sie leer. Von einer lebenden Leiche entdeckte ich nichts. Sie hatte nur mehr ihre grausame blutige Spur hinterlassen.

Ich ging einen Schritt zurück, ließ die Lampe eingeschaltet und blieb stehen, um zu lauschen. Vielleicht befanden sich die drei noch in der Nähe und warteten darauf, mich attackieren zu können. Möglicherweise machten sie sich auch bemerkbar. Wenn jemand ging, waren seine Schritte in der Stille zu hören. Ich vernahm nichts.

Die Stille bekam schon einen gespenstischen Touch. Sie war einfach unnatürlich.

Ich atmete nur durch die Nase. Die Sekunden flössen träge dahin. So ist es immer, wenn man auf irgend etwas wartet, das einfach nicht so recht eintreten will.

Kein Zombie meldete sich.

Um sicherzugehen, leuchtete ich noch einmal in die Runde. Nach links drehte ich mich und hörte aus der Box, der ich den Rücken

zuwandte, ein schabendes Geräusch. Jemand schob sich hoch.

Ich wollte herumwirbeln und die Beretta ziehen, als es schon zu spät war. Aus der Box hinter mir schob sich ein bleicher Arm, bekam mich an der Schulter zu packen und schleuderte mich so wuchtig zurück, daß ich mit dem Rücken gegen den Mauerrand der Box krachte. Im nächsten Augenblick drückte der Unterarm wie eine harte Eisenstange gegen meine Kehle...

Die drei Frauen waren allein zurückgeblieben und sahen John Sinclair in der Dunkelheit verschwinden.

Brigitte Buchwald hob die Schultern, als würde sie frieren.

»Was hast du?« fragte Silvie. »Wohl ist mir nicht.«

»Hast du auch Angst?«

»Sicher.«

Thomas, der Ober, kam. »Darf ich den Damen noch etwas bringen?« fragte er freundlich lächelnd.

»Nein, danke«, sagte Evelyn, »es war gut und reichlich.« Die anderen beiden nickten zustimmend.

Thomas schüttelte den Kopf, so daß die Geste schon vorwurfsvoll wirkte.

»Sie haben alle drei nicht viel gegessen.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Silvie.

»Als eine Art von Saalchef muß man seine Augen eben überall haben. Welches Dessert möchten Sie denn?«

»Auch keines.«

Thomas zog ein trauriges Gesicht. »Sie enttäuschen mich, meine Damen. Sonst waren Sie doch nicht so.«

»Das stimmt schon, aber wir haben einfach keinen Appetit mehr. Außerdem müssen wir auf unsere Figur achten«, erklärte Mrs. Binussek bestimmt.

Thomas hob bedauernd die Schultern. »Dann kann ich Ihnen auch

nicht helfen.« Er wies auf den leeren Stuhl. »Wo ist denn der Herr hingegangen? Schon auf seinem Zimmer?«

»Nein, frische Luft schnappen.«

Der Oberkellner schaute Brigitte Buchwald an. »Was? Hat es ihm nicht geschmeckt?«

»Schon...« Brigitte wurde ein wenig unsicher, weil sie den fragenden Blick der Augen auf sich gerichtet sah. »Er wird gleich zurückkehren. Nur ein paar Minuten wollte er fortbleiben.«

»Natürlich.« Thomas nickte, verbeugte sich kurz und ging wieder davon.

Evelyn spielte mit ihrem Weinglas. »Ob er mehr weiß, als er zugeben will?« murmelte sie.

»Bestimmt«, antwortete Silvie, und auch Brigitte Buchwald nickte heftig.

»Aber er sagt nichts.«

»Würdest du das Evelyn?« Silvie Woeber beugte sich vor.

»Käme darauf an.«

»Bei ihm sicherlich auch.«

Mrs. Binussek bekam plötzlich eine Gänsehaut. »Ich habe ja keinen Beweis für meine Annahme«, sagte sie leise, »aber ich werde das Gefühl einfach nicht los, daß dieser Thomas mehr über unsere Männer weiß als wir. Der war eben zu oft mit ihnen zusammen. Schon zu ihrer Studentenzeit, als sie immer hierher fuhren.«

»Das muß Sinclair übernehmen. Und wenn Thomas etwas weiß, muß er reden!« Silvie hatte sehr eindringlich gesprochen und schaute ihre Freundinnen mit dem entsprechenden Ernst in den Augen an. Niemand widersprach.

Brigitte blickte auf ihre Uhr. »Mir kommt es vor, als wäre John Sinclair schon eine halbe Stunde überfällig.«

»Das macht die Angst«, flüsterte Silvie. »Spürst du sie auch?«

»Und wie.«

»Ich komme mir ebenfalls beobachtet vor«, sagte Evelyn Binussek. »Es scheint so, als würden mich 1000 Augen ununterbrochen unter Kontrolle halten. Dieses Hotel macht mir Angst. Und dann die schrecklichen Umstände, die zu allem geführt haben! Was glaubt ihr, wie ich mich fühlte, als plötzlich vom Tonband die Stimme meines verstorbenen Mannes kam. Das war ein Wahnsinn, ich... ich bin überhaupt nicht zur Ruhe gekommen! Erst viel später fiel mir ein, daß ich etwas unternehmen mußte, um...«

Silvie Woeber unterbrach die Freundin. »Ich kann dich verstehen, aber das ist nicht das Problem.«

»Sondern?«

»Wie kann es möglich sein, daß unsere drei Männer nach einem Jahr ihre Gräber verlassen haben? Darauf will ich eine Antwort. Ich... ich kann es einfach nicht fassen! Für mich gibt es keine Erklärung, kein Motiv, aber es muß etwas dahinterstecken, glaub mir. Von John Sinclair wissen wir, daß auch im Reich der Dämonen nichts geschieht, das irgendwie sinnlos ist, obwohl es uns Menschen so erscheint, weil wir nicht so denken. Die drei müssen etwas getan haben, das sie so hat reagieren lassen. Darüber müssen wir uns Gedanken machen.«

»Ich glaube kaum, daß wir einen von ihnen fragen können«, warf Brigitte Buchwald ein. »Da hast du recht.«

Und Evelyn Binussek nickte zu den Worten ihrer Freundin Silvie. »Ich tippe noch immer auf Thomas. Er war zwar nicht der vierte im Bunde, aber er kannte unsere Männer verdammt gut. Sie waren Vertraute. Ihn müssen wir zum Reden bringen.«

Wenn man vom Teufel spricht, ist er nicht weit. So lautet das Sprichwort. Plötzlich stand Thomas neben ihrem Tisch. »Darf ich Ihnen noch etwas bringen?« fragte er höflich.

Die drei Frauen lehnten ab. »Aber wir hätten einen anderen Wunsch«, sagte Evelyn.

»Und welchen? Ich bemühe mich, Ihnen jeden von den Augen abzulesen und zu erfüllen.«

Evelyn lachte über die zweideutigen Worte. »Das kann ich mir denken. Sagen Sie uns lieber, wie unsere Männer vor einem Jahr ums Leben gekommen sind. Das ist mehr wert.«

»Ich war nicht dabei.« Thomas hob die Schultern und breitete gleichzeitig bedauernd die Arme aus.

»Das wissen wir.«

»Dann ist ja alles klar.« Er verbeugte sich wieder und ging. Die Freundinnen schauten ihm nach.

»Der ist mir einfach zu glatt und auch zu undurchsichtig«, erklärte Silvie Woeber. »Man kann ihn nicht packen, das ist es.«

»Leider«, fügte Evelyn hinzu.

»Bleibt uns nur mehr John Sinclair«, meinte Brigitte.

»Und der ist fremd für Thomas.«

»Evelyn, du siehst das irgendwie zu schwarz. Ich für meinen Teil vertraue ihm. Der Mann hat Erfahrung, der weiß, wo es langgeht. Und der kommt schon mit den anderen zurecht, glaub es mir. Vorhin, da hatte ich Angst, als das Gesicht an der Scheibe erschien...«

»Und jetzt nicht mehr?«

»Nein, Evelyn. Ich bin plötzlich nur mehr neugierig geworden. Neugierig auf die Lösung. Daß es eine gibt, steht für mich hundertprozentig fest.«

»Da... da...!« Es war Silvies Stottern, das den Redefluß der Brigitte Buchwald unterbrach.

Frau Woeber hatte sich auf ihrem Stuhl gedreht, damit sie gegen die breite Scheibe schauen konnte.

Diesmal war es kein Gesicht, das sich dort abmalte, sondern die Kontur einer ganzen Gestalt.

Sie ging seltsam schwankend, lief sogar parallel zur Scheibe, geriet auch mal in den Lichtschein einer Lampe, und jede der Frauen konnte

erkennen, daß sich die Gestalt der Tür nähern wollte. Es war einer der Zombies!

Die Frauen zeigten sich so entsetzt und überrascht, daß sie überhaupt nichts mehr sagten. Aber jede von ihnen hatte die lebende Leiche erkannt.

Es war Jerome Woeber!

Silvie, die es besonders anging, saß da, war grau im Gesicht geworden und zerknüllte mit einer Hand den Rand der weißen Tischdecke. »Das kann nicht sein!« hauchte sie. »Das ist doch...«

»Ja, er ist es!« flüsterte Evelyn, denn die Gestalt hatte die Tür erreicht und drehte ihnen die Frontseite zu.

Der Bart war deutlich zu sehen. Das verfilzte Haar und er bildeten fast eine Einheit. Woeber trug nicht mehr sein Leichenhemd. Er war in andere Sachen geschlüpft. Zwar war ihm die Hose zu kurz und die Jacke zu lang, dennoch machte er keinen lächerlichen Eindruck. Im Gegenteil, er war gefährlich, denn in der Hand hielt er einen schweren Revolver, und im Gürtel steckte noch eine Waffe. Den rechten Arm stieß er vor, berührte die Glastür und drückte sie so heftig auf, daß sie bis zum Anschlag hin schwang. Dann betrat er mit schwankenden Schritten den Speisesaal...

Der Arm der sich um meine Kehle gelegt hatte, erinnerte mich an ein hartes Stahlband, so brutal drückte er in mein dünnes Fleisch am Hals und schnürte mir die Luft ab.

Ich war überhaupt nicht mehr dazu gekommen, noch einzuatmen und wurde mit dem Rücken hart gegen die Außenwand der Box gedrückt, während sich mein Oberkörper wie eine gespannte Sehne durch den Druck zurückgebogen hatte.

Riechen konnte ich noch, nahm den Moder-und Verwesungsgeruch wahr und hörte dicht an meinem Ohr die gurgelnden Laute, die aus dem offenstehenden Mund der lebenden Leiche drangen.

Es hatte keinen Sinn, wenn ich es mit Gegendruck versuchte. Der andere befand sich in einer besseren Position und war auch körperlich stärker.

Ich gab seinem Druck so plötzlich nach, daß er selbst überrascht wurde, seinen Griff lockerte, ihn aber trotzdem beibehielt und ich nach hinten kippte, wo es keinen Halt mehr für mich gab.

Schwer fiel ich in das Innere der Pferdebox hinein und landete auf einer dünnen Holzschicht. Der Zombie machte die Bewegung nicht schnell genug mit, und so ruschte ich schon halb aus seinem Würgegriff. In dieser Lage hätte ich meine Pistole ziehen müssen. Das wollte ich auch, aber der Zombie durchschaute meinen Trick und rammte seine teigige Faust nach unten.

Mir wurden die Nase und der Mund verschlossen. Für einen Moment bekam ich keine Luft, da sie mir der Schmerz raubte, so daß ich in einem Reflex um mich trat.

Ich erwischte ihn am Bein. Er taumelte zurück und wollte mich noch immer nicht loslassen. Seine spitzen Fingernägel wirkten wie kleine Messer, als sie sich in meiner Kleidung festhaken, um mich über den Boden schleifen zu können.

Die Lampe hatte ich verloren. Sie lag im Gang und brannte weiter, so daß wir beide nur mehr Schatten waren, die sich bekämpften. Wieder kam es mir in den Sinn, daß ich große Gegner schon besiegt hatte. Durch List und Tücke, manchmal auch durch wilde Entschlossenheit. Bei ihm hier bekam ich Schwierigkeiten, denn der Zombie wehrte sich wie ein Mensch.

Er ließ mich einfach nicht dazu kommen, die Waffe zu ziehen. Wieder fiel er auf mich.

Er wirkte wie ein dunkles Gebirge, in dem das Gesicht einem bleichen Schneefeld glich. Die Arme hielt er ausgestreckt. Werfen wollte er mich, bis kein Leben mehr in mir steckte.

Wir krachten zusammen.

Ich riß die Arme hoch, traf ihn mit den Ellenbogen, stieß noch einmal nach und hatte endlich Glück, daß diese verfluchte Horrorgestalt nach hinten gestoßen wurde und mit dem Rücken gegen die Innenwand der Pferdebox krachte.

Eine hölzerne Abtrennung wäre sicherlich zusammengebrochen, die Mauer aber hielt, und der andere federte wieder nach vorn. Gleichzeitig fuhr sein Arm schräg nach unten. Er wollte an seinen Gürtel, weil dort ein Messer steckte. Hätte er es gezogen, als ich mich noch im Gang befand, wäre ich wohl kaum mit dem Leben davongekommen. So aber ließ er mir die Zeit, nach meiner Beretta zu greifen. Ich war schnell, mein Gegner ebenfalls. Er war sogar noch um eine Idee trickreicher, da er in den Boden trat und mir allerlei Schmutz entgegenschleuderte. Dadurch wurde ich abgelenkt. Ich riß die Arme vors Gesicht, das kostete wertvolle Zeit, und der Zombie holte bereits aus.

Es war eine blanke Klinge, die in der Bewegung fahl wie ein Komet leuchtete, und er schleuderte sie mit einer immensen Wucht. Ich hechtete quer durch die Box, es war ein wahrer Supersprung. Und das im wirklich letzten Augenblick. Abbremsen konnte ich nicht mehr, voll schlug ich gegen die Boxwand, spürte den stechenden Schmerz an Schulter und Brust, knickte zusammen und drehte mich um. Die Beretta hielt, und der Zombie war da. Als Schatten wuchs er vor mir auf. Ich schoß zweimal.

Für einen winzigen Moment wurde die Box vom Schein des Mündungsfeuers erhellt. Das Echo des Schusses wetterte durch den Pferdestall.

Der Schatten wankte.

Wie ein Pendel schwang er von einer Seite zur anderen. Ungeschickt hob er die Arme, als wollte er irgendwo Halt finden, um einen Sturz zu vermeiden. Das schaffte er nicht mehr.

Mir fiel er entgegen, so daß ich zurückweichen mußte, um von ihm

nicht erwischt zu werden. Sein Aufschlag auf dem Boden hörte sich irgendwie endgültig an.

Das war es auch.

Es gab keine drei lebende Leichen mehr. Das geweihte Silber in meiner Waffe hatte den ersten vernichtet. Wer es war, konnte ich im Dunkel nicht sehen, es spielte auch keine große Rolle. Ich stellte jedenfalls fest, daß auch meine Knie zitterten. Ich mußte mich zunächst einmal ausruhen und wieder zu Atem kommen.

Da meine Stablampe im Gang lag und ich die Gestalt dennoch identifizieren wollte, holte ich mein Feuerzeug hervor und ließ die Flamme über sein Gesicht tanzen.

Von den Bildern her kannte ich den etwas eckigen Schädel mit dem harten Männergesicht.

Er war Erich Buchholz, den meine Kugel endgültig erlöst hatte! Sein Gesichtsausdruck hatte sich nicht verändert. Auch als endgültig Toter starrte er mich aus leblosen Augen an, als wollte er mich für meine Tat irgendwie anklagen.

Ich war eigentlich froh, daß ich ihn hier erwischt hatte. So war seiner Frau der Anblick erspart geblieben. Ich richtete mich wieder auf und dachte daran, daß noch zwei weitere Zombies frei herumliefen, und auch die konnten eine Hölle entfesseln.

Über die Brüstung kletterte ich und machte mich an eine schnelle Durchsuchung des Stalls. Der Blutgeruch des getöteten Pferdes hing noch immer in der Luft. Ich atmete so flach wie möglich, schaute in andere Boxen und sah nur den dünnen, hellen Finger meiner Taschenlampe, ein anderes Ziel entdeckte ich nicht. Weder einen Zombie noch ein Pferd.

So ging ich wieder zurück. Ich spürte selbst, daß der Kampf mich geschlaucht hatte, aber meine Energie kehrte auch wieder zurück, und als ich die Tür aufzog, freute ich mich über den kühlen Luftstrom, der mein erhitztes Gesicht traf.

Zwei Schritte kam ich weit, als mein Optimismus jäh zusammenbrach, denn es waren Schreie der Angst, die mir entgegengellten. Innerhalb einer Sekunde wurde mir alles klar. Man hatte mich weggelockt und gehofft, daß mir einer der Zombies das Leben nehmen würde. Inzwischen hatten die anderen beiden freie Bahn...

Am schlimmsten hatte es Silvie getroffen. Sie starrte ihren Mann an und war unfähig, auch nur den kleinsten Finger zu rühren. Dieser Anblick schaffte sie.

Ein Mensch, der auf den Tag genau ein Jahr in der Erde gelegen hatte, kam nun zurück, um das Finale eines mörderischen Vaternachts einzuläuten.

Auf seine Weise!

Er ging vor. Jeder Schritt kam den Frauen tastend und überlegend vor, was er aber nicht war, denn ein Zombie konnte nicht so geschmeidig laufen wie ein Mensch.

Dafür war er gefährlicher.

Nach seinem Eintritt waren vielleicht erst fünf Sekunden vergangen. Bisher hatten ihn nur die Frauen entdeckt, das änderte sich, denn die anderen Gäste sahen ihn ebenfalls und sprangen von ihren Stühlen hoch.

Ein älterer Mann streckte so heftig einen Arm aus, daß ein Weinglas umkippte. Die Stimme dröhnte durch den Raum. »Verdammt, wer ist das? Ober, werfen Sie den Kerl raus!«

Ein blonder junger Mann eilte herbei, während die Gäste ihm zuschauten und durcheinandersprachen.

Nur die Frauen begriffen die Gefahr, als sich der Ober zwischen sie und den Zombie schob.

»Nicht, Helmut, nicht!« rief Evelyn Binussek und sprang auf. Der Mann hörte nicht.

Und Jerome Woeber hob mit einer schwerfällig wirkenden Geste seinen Revolver.

Genau in dem Augenblick wollte Helmut ihn an der Schulter packen, zuckte aber zurück, starrte auf die Waffe und hörte den Schuß. Er war das Zeichen zu einer nachfolgenden Stille, die sich lähmend über die Gäste legte.

Der Ober ächzte leise. Er kniete sich hin und preßte die Hände gegen den Körper, während er den Kopf in den Nacken gelegt hatte und Jerome Woeber ungläubig anblickte. Einige sahen, daß Blut aus dem Mund des jungen Mannes lief, der von Jerome Woeber einen Stoß bekam und zwischen leere Stühle kippte, wo er regungslos liegenblieb. Woeber aber ging vor. Er hatte sich längst ein Ziel ausgesucht. Es war der Tisch, an dem auch seine Frau saß. Sein rechter Arm, der auch die Schußwaffe hielt, schwang auf und nieder, aber nie zielte er direkt auf Silvie, möglicherweise wollte er sie auch auf eine andere Art und Weise umbringen.

Silvie Woeber rührte sich nicht. Es war ihr einfach unmöglich, die Gefahr zu begreifen, in der sie schwebte. Sie starrte ihren Mann an, der Mund bewegte sich, wollte Worte aussprechen, doch mehr als ein zischendes Atmen drang nicht daraus hervor.

Brigitte Buchwald erging es ebenfalls nicht anders. Die Augen hinter den Brillengläsern hatten sich geweitet. Beide Hände lagen neben dem Eßgeschirr flach auf der Tischplatte, und ihr Gesicht glich einer Maske aus Talg.

Jerome Woeber, der Untote, störte sich nicht an ihm im Weg stehenden Stühlen oder Tischen. Wenn sie ihn behinderten, riß er sie kurzerhand mit. Dann zerbrach das kostbare Geschirr.

Ihm machte es nichts.

Und er hastete weiter. Nur mehr wenige Schritte trennten ihn von seinem eigentlichen Ziel.

Sein Gesicht war zerschlagen, zerbeult, zum Teil auch blutig. Er

hatte, in der Hütte etwas abbekommen, und der rote Saft war auch in seinen Bart gelaufen und zwischen den Haaren getrocknet.

Noch schwang sein Arm auf und nieder. Bis er die richtige Entfernung erreicht hatte.

Dann stach die Waffe vor, und die Mündung zielte wie ein dunkles Auge auf das Gesicht von Silvie Woerber.

Er wollte es zerstören.

Silvie tat nichts, Brigitte auch nicht. Nur Evelyn Binussek behielt in diesem schrecklichen Augenblick die Nerven. Sie hatte genau gesehen, daß der Zombie nicht so fließend und rasch reagierte wie ein Mensch, es blieb ihnen noch eine hauchdünne Chance.

Noch nie im Leben hatte sie nach ihrer Freundin getreten. Das tat sie jetzt.

Unter dem Tisch hob sie das Bein an, und einen Moment später schnellte es vor, während sich Evelyn selbst nach hinten drückte, um eine bessere Position zu erreichen.

Und sie traf genau.

Ihr Fuß hämmerte so kräftig in Silvies Hüfte, daß die Frau vom Stuhl katapultiert wurde und zu Boden schlug. Der Zombie drückte ab.

Er hatte die berühmte Sekunde zu lange gewartet, denn das Geschoß wischte über die fallende Silvie hinweg und schlug in die Wand. Dieser Schuß war das Zeichen!

Bisher hatten die Menschen voller Entsetzen auf ihren Stühlen gehockt und einfach nicht gewagt, sich zu rühren oder etwas zu unternehmen. Das änderte sich blitzartig.

Die Panik kam wie eine Welle.

In das dumpfe Krachen der Tische und Stühle mischten sich die Schreie der Gäste und das Klirren des Porzellans. Jeder wollte so schnell wie möglich den Raum verlassen und nahm auf keinen Rücksicht. Auch der Zombie geriet aus dem Konzept. Er sah die

rennenden Menschen, drehte sich und schoß.

Erdrückte einfach ab. Scheiben zerklirrten, dumpf krachten die Abschüsse, Schreie gellten, Schritte trampelten, und nicht jeder Flüchtling nahm den normalen Ausgang. Einige von ihnen liefen kurzerhand in den parkähnlichen Garten, um sich dort zu verbergen. Es glich schon einem Wunder, daß niemand von den Kugeln getroffen wurden. Nicht einmal einen Streifschuß bekamen sie ab, und auch die drei Witwen konnten entkommen.

Evelyn hatte dafür gesorgt. Sie krochen auf dem Boden aus der Gefahrenzone und näherten sich der Tür, wo für einen Moment das schreckensbleiche Gesicht des Herrn Contini erschien, der ebenfalls die Übersicht verloren hatte.

Jerome Woeber stand mitten im Raum betätigte noch immer die Waffe, doch er hatte sich verschossen. Bis er es merkte, dauerte es eine Weile. Dann schüttelte er den Kopf und schleuderte die für ihn wertlose Waffe in die Ecke. Marionettengleich drehte er sich nach links, denn er hatte bereits ein neues Ziel.

Es war der normale Ausgang. Dorthin flüchteten auch die drei Freundinnen, denen jetzt geholfen wurde. Ober halfen ihnen auf die Beine.

Der Zombie irrte durch den Speisesaal. Daß er auf zerbrochenes Geschirr und Glas trat, störte ihn nicht, er hatte ein Ziel, und das ließ er nicht aus den Augen.

Neben dem Kamin befand sich der Durchgang zur Küche. Für einen Augenblick sah es so aus, als wollte er diesen Ausgang nehmen, aber er drehte ab und ging zum Dessert-Buffer.

Er blieb so dicht vor dem langen Tisch stehen, daß er ihn schon berührte. Das war ihm nicht genug. Seine Hände glitten unter den Rand und kippten den Tisch.

All die Leckereien klatschten auf den Teppich.

Ein Koch erschien.

Es war ein großer, kräftiger Mann. Die helle Mütze war ihm vom Kopf gerutscht. Das schwarze Haar zeigte einen kurzen Schnitt, und der Mann hielt in der rechten Hand eine große Pfanne und in der linken ein gefährliches Haumesser, mit dem man Knochen zerschlagen konnte. Mit diesen Waffen näherte er sich dem Zombie.

Der sah den anderen, drehte sich und zog seine zweite Waffe. Nahe genug war der Koch inzwischen heran und drosch zu. Das Pfannenunterteil dröhnte auf Jerome Woebers Schädel. Der Untote wurde in die Knie gedrückt, und der Koch schrie triumphierend auf, wobei er den rechten Arm hob und die Klinge des Haumessers nach unten schleudern wollte.

Da schoß die lebende Leiche.

Die Waffe in seiner Hand schlug ein wenig in die Höhe. Ihm machte es nichts aus, denn sein Ziel hatte er erreicht. Die Kugel erwischte das Bein des Kochs.

Der Mann konnte sich nicht mehr halten, brach zusammen, und der weiße Stoff seines Hosenbeins färbte sich allmählich rot. Er stöhnte vor Schmerzen und versuchte, sich aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu rollen. Dabei geriet er in die Nähe des flackernden Kaminfeuers, das seine Gestalt mit einem zuckenden Schein übergoß. Jerome Woerber kümmerte sich nicht um ihn. Er wankte weiter auf die Glastür des Ausgangs zu, die nicht geschlossen war. Im Foyer drängten sich die Menschen. Evelyn Binussek hatte sich zu Herrn Contini gesellt. Sie umklammerte seinen rechten Arm, redete von John Sinclair und davon, daß nur er die lebende Leiche stoppen konnte. Contini nickte immer, sprechen konnte er nicht, denn er sah, wie sich der Zombie dicht hinter der Türschwelle nach links wandte und auf das Treppenhaus zuing, wo sich auch der Zugang zum Pool und zu den Fahrstühlen befand.

Für die angststarren Gäste war die unmittelbare Gefahr vorbei. Was der Zombie in den oberen Etagen wollte, wußte keiner. Aber da

ging er auch nicht hin.

Durch eine kleine Treppe war der Gang unterbrochen worden. Hinter der Treppe führte er noch ein Stück weiter, um vor der Glastür zu enden, die zum Pool führte.

Gegen diese Tür stemmte sich der Zombie und torkelte in den warmen Raum des Hallenschwimmbads, wo auch die Solariumbänke standen und es ebenfalls zur Sauna ging.

»Was will er denn da?« flüsterte jemand im Foyer. Er bekam keine Antwort.

Eine Frau fragte: »Was ist das für ein Mensch, der so...?« Ihre Stimme erstickte.

Die Antwort bekam sie von Evelyn Binussek. »Das ist ein Zombie, also ein lebender Toter...«

Ich brauchte nicht weit zu laufen, um auf die ersten Gäste zu stoßen, die den Speisesaal fluchtartig verlassen hatten. Zudem sah ich, daß die Scheiben des Restaurants an gewissen Stellen zerstört waren. Die klirrenden Geräusche hatte ich während des Kampfes mit dem Zombie gar nicht gehört.

Ich schnappte mir den ersten Gast. Einen älteren Mann, der einen blauen Anzug trug. An der Schulter wirbelte ich ihn herum, und er schrie erschreckt auf. Er hatte auch Angst, von mir geschlagen zu werden, denn er duckte sich schon.

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, ich will nur von Ihnen wissen, was passiert ist.«

Sein zur Deckung erhobener Arm streckte sich. Der Zeigefinger deutete schräg auf die hellerleuchtete und zerstörte Fensterfront des Restaurants.

»Er... er kam durch den Garten und schoß.«

»Hat es Verletzte oder Tote gegeben?«

»Ja... ich... ich glaube.«

Diese Antworten reichten mir. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, was die Menschen mitgemacht hatten, als sie plötzlich dem schießwütigen Zombie gegenüberstanden.

Und erst die drei Witwen.

Mir lief ein kalter Hauch den Rücken hinab, als ich an die Frauen dachte. Hoffentlich lebten sie noch.

Es war schon Zufall, daß die Glastür nichts abbekommen hatte. Eine ihrer beiden Hälften war auch wieder zugeschwungen und wurde von mir aufgedrückt. Ich starrte in das Chaos.

Ein völliges Durcheinander aus umgekippten Stühlen, Tischen, zerbrochenem Porzellan und vielem mehr. Ich sah den Ober. In seinem schwarzen Anzug wirkte er wie wie ein lebloser großer Vogel. Schnell war ich bei ihm, drehte ihn ein wenig zur Seite und erkannte mit einem Blick, daß ihm nicht mehr zu helfen war.

Eine Kugel hatte ihn erwischt.

Meine Wut wurde größer, das Gesicht blasser. Ich hatte es geahnt, meine schlimmsten Befürchtungen waren eingetreten. Die beiden jungen Leute hatten Glück gehabt, der Ober weniger, aber wo steckte der Zombie?

Oder waren es zwei?

Ich kam wieder hoch, umrundete einen am Boden liegenden Tisch und vernahm das Stöhnen aus dem Teil des Restaurants, in dem das Grillfeuer im Kamin flackerte.

Dort lag jemand.

An der Kleidung erkannte ich, daß es sich bei ihm um den Koch handelte. Er war verletzt, konnte nicht aufstehen, weil die Beinwunde ihn daran hinderte. Jetzt versuchte er, in die Küche zu kriechen. Als er mich herankommen sah, hielt er inne.

»Fliehen Sie!« keuchte er. »Fliehen Sie...«

»Wo ist er?«

»Draußen...«

Die Antwort hatte mir gereicht. Bis zur Tür war es nicht weit. Noch bevor ich sie erreichte, konnte ich schon einen Blick in das Foyer werfen, wo sich die Gäste aufhielten, sich flüsternd unterhielten. Sie wurden auch nicht still, als ich erschien, stehenblieb und die drei suchte, auf die es mir ankam.

Evelyn Binussek hatte mich entdeckt. »Mr. Sinclair!« rief sie. »Mr. Sinclair...« Sie löste sich von Herrn Contini und kam auf mich zu. »Er ist da...«

Ich packte sie an beiden Schultern und schüttelte sie durch, daß ihre dunklen Haare flogen. »Wo?«

»Im Hotel, er hat es nicht geschafft. Wir leben noch, aber...«

»Wo ist er hingelaufen?«

Herr Contini hatte meine letzte Frage genau gehört. Er drängte sich vor. Auch sein Gesicht war trotz der Sonnenbräune bleich geworden. Der Blick flackerte.

»Er ist vom Foyer aus in die Schwimmhalle gelaufen. Dann haben wir nichts mehr gesehen.«

Ich ließ Evelyn los und drehte mich um. »Okay«, sagte ich, »den Weg kenne ich jetzt. Bleiben Sie alle zurück.«

»Sie wollen allein...?«

»Ja, Herr Contini, allein!«

Der gute Mann trat vor Schreck einen Schritt zurück und schlug hastig ein Kreuzzeichen. Das konnte er nicht fassen, aber mir persönlich blieb keine andere Wahl, wenn ich das Grauen stoppen wollte.

»Hat das Bad noch einen zweiten Ausgang?« fragte ich.

»Ja, zum Park hin.«

»Verschlossen?« Herr Contini nickte.

»Danke, das war's. Drücken Sie die Daumen!« Ich wandte mich ab und stieß die Verbindungstür zwischen Foyer und Flur auf. Sie schwappte wieder zu, schloß schalldicht, so daß das ängstliche

Gemurmel hinter mir zurückblieb.

Ich kam mir vor wie unter einer Glocke. Den Weg zum Schwimmbad konnte ich nicht verfehlen. Die kleine Treppe blieb zurück, und jetzt befand ich mich mit der Schwimmhalle auf einer Höhe. Nur mehr eine Glastür trennte mich von dem Raum.

Bevor ich sie aufdrückte, zog ich die Beretta. Dieser Zombie sollte mich diesmal nicht überraschen, wie sein Artgenosse im Pferdestall. Die feuchtwarme Luft roch nach Treibhaus. Sie erschwerte sogar das Atmen. Auf der Stelle brach mir der Scheiß aus.

Vor mir lag ein Raum, den ich diagonal durchschauen konnte. An der Holzdecke brannten Leuchtstoffröhren. Ihr kaltes Licht schuf lange Streifen und blitzende Reflexe auf der Wasseroberfläche, die nur mehr von wenigen Wellen gekräuselt wurden.

Der Pool selbst war ebenso leer wie die bequemen Badesessel, die an den Rändern des Pools verteilt standen.

Ich sah auch die zweite Tür, die verschlossen war. Dahinter lag die Finsternis, weil die nächste erleuchtete Lampe einfach zu weit entfernt stand.

Von meinem untoten Gegner sah ich nichts. Falls sich die lebende Leiche versteckt hielt, hatte sie sich einen guten Platz ausgewählt. Vielleicht sogar in der Sauna, deren hölzerne Eingangstür sich links von mir befand.

Einen Grund, weshalb er sich ausgerechnet dort verstecken sollte, konnte ich mir nicht vorstellen, aber welcher Zombie reagiert schon logisch oder normal?

Wohl kaum einer...

Ich hielt mich dicht an der Wand. Rechts von mir befand sich der Pool. Der Zwischenraum, der mir als Weg diente, war nicht gerade breit. Bei einem Kampf würden wir wohl beide im Wasser landen. Ich erreichte die Sauna. In der Holztür war im oberen Drittel eine Scheibe eingelassen worden, durch die ich blickte, meinen Gegner

aber nicht entdeckte.

Das hatte nichts zu bedeuten, er konnte sich auch in dem Raum versteckt halten, denn die Ruhebänke entdeckte ich nicht. Zudem war die Tür nicht verschlossen, die ich sehr behutsam aufzog, weil ich mich nicht schon jetzt verraten wollte.

Bevor ich die Sauna betrat, drehte ich mich blitzschnell um, doch kein Zombie hielt sich offen in meinem Rücken auf.

Eng und stickig kam sie mir vor. Nach rechts schaute ich, um die Ruhebänke zu sehen. Sie waren leer. Hinter mir vernahm ich ein leises Knarren. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß die Tür langsam zufiel. Jeden Winkel nahm ich mir genau vor, schaute auch unter die Ruhebänke und fand alles sehr sauber und leer.

Außer mir befand sich niemand in der Nähe. Zudem nahm ich auch nicht den Modergeruch wahr, den der Zombie ausströmte. Hierher hatte er sich nicht geflüchtet.

Dann mußte er noch in der Schwimmhalle stecken. Ich nahm mir vor, das Becken einmal zu umkreisen. Dabei dachte ich auch an die wie aufgeblasen wirkenden, dicken Sessel. Sie eigneten sich vorzüglich als Deckung oder Versteck.

Mit dem Fuß drückte ich die Tür wieder nach außen. Zuvor hatte ich durch die Scheibe in die Schwimmhalle gepeilt, jedoch nichts Verdächtiges entdeckt.

Die Bewegung sah ich genau in der Sekunde, als ich schon auf der Türschwelle stand.

Der Zombie hatte tatsächlich hinter einem der Sessel gelauert und kam hoch.

Es war eine schnelle, ziemlich fließende Bewegung. In seiner Hand blinkte das Metall einer Waffe, und er schoß auch sofort. Nicht nur einmal drückte er ab, gleich zweimal versuchte er es, weil er sicher gehen wollte, mich auch zu treffen.

Als Mensch hatte Jerome Woerber wohl nie eine Pistole oder einen

Revolver in der Hand gehalten, das war auch mein Glück, denn seine Schüsse lagen zu weit daneben. Sie jagten in die geflieste Wand, wo die Kugeln zu Querschlägern wurden und davonsirrten.

Ein Geschoß klatschte sogar ins Wasser. Ich hörte das pitschende Geräusch.

Bevor ich zurückfeuern konnte, duckte sich der Zombie wieder hinter seine Deckung.

Und auch mich hielt nichts mehr in der Saunakabine. Ich wollte raus und ihn packen.

Geduckt und mit einem Sprung ließ ich die Kabine hinter mir zurück, wäre auf dem Boden fast ausgerutscht und in den Pool gefallen, und wandte mich sofort nach rechts, um das Becken zu umlaufen und von der Schmalseite des Raumes her an den Zombie zu gelangen. Er zeigte sich noch nicht. Wahrscheinlich hörte er meine Schritte, und ich erreichte sehr schnell die ersten Sessel, an denen ich mich mit schußbereiter Waffe vorbeidrückte.

Wenn er jetzt hochkam, erwischte ich ihn. Ich sprang über den vorletzten Ruhesessel hinweg und hatte dann den erreicht, hinter dem Jerome Woeber in Deckung lag.

Plötzlich nicht mehr.

Er sprang zwar nicht hoch, nein, er machte es geschickter. Das ziemlich schwere Sitzmöbel bekam von ihm einen Stoß, so daß es auf mich zukatapultiert wurde.

Es gelang mir nicht mehr, rechtzeitig genug auszuweichen. Gegen meine Beine krachte es, brachte mich aus dem Rhythmus, und deshalb fehlte auch mein zu hastig abgegebener Schuß. Ich war wütend gewesen und nicht kalt genug an die Sache herangegangen. Jetzt bekam ich die Quittung. Der Zombie feuerte auch. Ich sah noch sein bärtiges Gesicht, duckte mich und schlug einfach mit der linken Hand kreisförmig zu.

Die Waffe erwischte ich, als er abdrückte. Fast hätte das

Mündungsfeuer meine Finger versenkt, ich stolperte nach vorn, über den Sessel und rammte mit der rechten Schulter den nach Moder stinkenden Zombie. Diesen Stoß verkraftete er nicht, vor meinen Augen klatschte der Zombie in das Wasser.

Lachen konnte ich darüber nicht, da ich im nächsten Moment ebenfalls im Pool lag. Möglicherweise sah es komisch aus, als ich mit vorgestrecktem Arm nach unten fiel und in das Becken tauchte. Über mir schwappte das Wasser zusammen.

Für die Länge zweier Lidschläge sah ich nichts. Die Umgebung nahm einen bläulichen und milchigen Schein an, in dem alles andere nur mehr konturenhaft zu erkennen war. Wie auch der Zombie. Als ich auftauchte, war er schon oben und zog sein Messer, während er mit seiner Waffe zuschlug.

Ich hob soeben noch den Arm, so daß mich der schwere Gegenstand nicht am Kopf traf. Dafür schien mein Ellbogen in zahlreiche Stücke zu zerplatzen, als er mich dort erwischte.

Stehen konnten wir beide. Es war nicht die tiefste Stelle des Beckens, wo wir uns befanden.

Ich hielt meine Beretta noch fest. Um zu schießen, mußte ich sie über die Wasseroberfläche bringen. Leider reichte mir das Wasser bis zur Brust.

Jerome Woeber, der kleiner war als ich, bekam das Zeug in den Mund, was ihn nicht davon abhielt, mit dem Messer zuzustoßen. Er führte die Klinge sogar über der Oberfläche, damit sie von keinem Widerstand gehemmt wurde.

Ich drehte mich, das Messer fehlte. Nur Flüssigkeit spritze mir ins Gesicht.

Ich wischte es weg, ließ mich nach hinten fallen, lag auf dem Rücken und brachte meinen Arm so weit hoch, wie es möglich war. Der Zombie kam mir nach. Haare und Bart klebten an seinem Kopf und im Gesicht. Beides wirkte wie das Fell einer nassen Katze. Ich

feuerte.

Der Arm mit dem Messer stach schon wieder hoch, als die lebende Leiche von meiner geweihten Silberkugel erwischt wurde. Es war ein Volltreffer. Der Zombie kippte nach hinten, schlug mit den Armen um sich, so daß er das Wasser aufschäumte, bevor er allmählich in die Tiefe sank, wobei er auf mich wie ein toter Klotz wirkte. Ich atmete tief ein, wischte mir das Wasser aus dem Gesicht und kletterte aus dem Becken.

Der Sessel, der mich so behindert und gestört hatte, war umgekippt. Ich nahm auf der Kante Platz, fand ein Badetuch in der Nähe und wickelte mich darin ein, während ich mir gleichzeitig noch die Haare abfrottierte. Ich schaute auf das Wasser.

Unter der Oberfläche trieb er dahin. Er hatte Jerome Woerber geheißen und zweimal gelebt. Das war nun vorbei. Diesmal würde er nicht mehr zurückkehren.

Erst Erich Buchwald, jetzt er.

Nur einer fehlte noch.

Claus Binussek!

Bisher hatte ihn niemand gesehen, und die vernichteten Zombies konnten wir nicht fragen. War er schon im Hotel? Hielt er sich noch draußen auf? Das waren die Fragen, die mich stark beschäftigten, denn ich mußte ihn fassen. Auch eine einzelne lebende Leiche konnte eine Hölle entfachen, wenn sie es richtig anstellte. Mit ziemlich wackligen Knien schlich ich mich am Poolrand entlang und näherte mich dem Ausgang. Der erste Niesanfall erwischte mich, bevor ich die Tür aufgestoßen hatte. Es war schon meine Ersatzkleidung, die ich trug. Die nächste Zeit mußte ich in nassen Klamotten herumlaufen. Sie standen nicht nur im Foyer, sondern auch im Gang. Ganz vorn sah ich Herrn Contini und die drei Witwen. Der Hotelmanager hielt eine Hasche in der Hand. Schweigend reichte er sie mir. Diesen Schluck konnte ich jetzt gebrauchen.

Was es war, wußte ich nicht. Ich hatte aber nach dem Schluck das Gefühl, als würden sich Zehen-und Fingernägel gleichzeitig lösen. Sogar die Knöpfe hatten Mühe, an der Kleidung zu bleiben. Einen Hustenanfall bekam ich auch, schüttelte mich und gab dem Mann die Flasche wieder zurück.

»Das ist wie Medizin«, sagte Contini.

»Ja, so schmeckte es auch.«

Silvie Woeber löste sich von den anderen und blieb dicht vor mir stehen. Sie brauchte die Frage nicht erst auszusprechen. Ich las sie in ihren Augen.

»Ja, er ist erledigt«, erklärte ich.

Sie wirkte gefaßt und fragte: »Kann ich ihn sehen?«

»Sicher.«

Wir gingen bis zum Eingang der Schwimmhalle. Durch die Glastür konnte sie schauen. Ihre Hände und das Gesicht hatte sie dagegen gepreßt. Sie schluckte, drehte sich um und sagte mit rauher Stimme: »Es war gut so, Mr. Sinclair. Es war verdammt gut...«

Dann begann sie zu weinen...

Wir hielten uns in einem Nebenraum des Foyers auf. Wieder saß ich zwischen den drei Frauen und hatte auch Brigitte Buchwald erzählt, was mit ihrem Gatten geschehen war.

Regungslos hatte sie die Nachricht aufgenommen. Sie weinte nicht einmal, nahm es starr hin, und vielleicht war das sogar noch schlimmer.

»Es bleibt demnach nur noch mein Mann Claus«, stellte Evelyn Binussek mit rauher Stimme fest.

»Sicher.« Mehr sagte ich nicht und schaute mich um. Die Gäste wollten nicht auf ihre Zimmer. Sie hatten sich in den unteren Räumen verteilt. Nur mehr flüsternd wurde gesprochen. Herr Contini hatte die Polizei holen wollen, ich war dagegen gewesen. So blieb

praktisch alles, was passiert war, unter uns.

Das wirklich tolle Hotel war zu einer gespenstischen Kulisse geworden. Die Menschen wirkten wie Marionetten, die an langen Bändern hingen, aber nicht bewegt wurden, weil der Schrecken sie einfach noch zu sehr festhielt.

Man hatte mir eine Decke gebracht, in die ich eingewickelt war. Dennoch fror ich.

Dem Koch ging es besser. Er war verbunden worden, und dann erschien auch Herr Stahlmenger.

Ich habe selten einen so überraschten Menschen gesehen wie ihn. Der Hotelmanager erklärte ihm flüsternd, was vorgefallen war. Mich aber interessierten andere Probleme.

»Wo kann Ihr Mann stecken?« fragte ich Evelyn Binussek.

Die Geste war schon verzweifelt, mit der sie die Schultern hob. »Ich weiß es doch nicht.«

»Überlegen Sie!«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Die drei Männer haben immer zusammengehalten und wenig erzählt, wenn sie hier Urlaub gemacht haben. Sie kannten sich schon so lange und...«

»Was ist eigentlich mit diesem Ober?« fragte ich.

»Meinen Sie Thomas?«

»Ja.«

»Was soll ich Ihnen da sagen? Vielleicht haben sie gehört, daß er und die drei Freunde oft genug...«

»Dann weiß er mehr über die Männer als Sie, zum Beispiel.«

»Das könnte man so sagen.«

»Ich muß mit ihm reden.«

»Das können Sie.«

»Haben Sie ihn gesehen.«

Evelyn schüttelte den Kopf. »Nein, er ist verschwunden. Das wundert mich eigentlich auch.«

»Moment.« Ich drehte mich um und rief nach Herrn Contini. Er kam sofort. Heinz Stahlmenger befand sich in seinem Schlepptau.

»Um was geht es, Mr. Sinclair?«

»Sie haben einen Ober namens Thomas. Ihn hätte ich gern gesprochen.«

»Natürlich, das ist...« Er begann einen neuen Satz: »Verflixt, wo ist er denn? Jetzt bin ich aber baff. Der hat sich verdrückt.«

»Möglich. Sicherlich hatte er seine Gründe.«

»Wie meinen Sie das?«

Ich winkte ab. »Ach, nur so.« Dann stand ich auf. »Können Sie mir sagen, wo er sein Zimmer hat?«

»Ja, im Anbau.«

»Und wie komme ich dahin?«

Contini war überrascht. »Glauben Sie denn wirklich, daß er Ihnen weiterhelfen kann.«

»Er war zumindest mit den drei Männern befreundet und hat einiges über sie gewußt.«

»Das ist natürlich möglich. Ich will Ihnen auch keine Steine in den Weg legen. Warten Sie, ich werde Sie begleiten...«

»Das kann ich doch machen!« bot sich Herr Stahlmenger an. »Ich kenne mich auch aus.«

Dagegen wollte ich nichts sagen, da ich Heinz Stahlmenger als einen unerschrockenen Burschen kennengelernt hatte.

»Wenn ich das meiner Familie erzähle, glaubt sie mir kein Wort.«

Ich winkte ab. »Lassen Sie mal.«

»Vielleicht haben Sie recht.«

Die Decke hatte ich abgelegt. Natürlich war die Kleidung klamm und feucht, ich spürte den Wind doppelt so stark, und er kam mir verdammt eisig vor.

Dicht an der Hotelmauer gingen wir entlang. Dort befand sich ein schmaler, plattierter Pfad. Zweimal mußte ich den Kopf einziehen,

um nicht gegen die eisernen Außenlampen zu stoßen.

»Kannten Sie die drei Männer eigentlich gut?« fragte ich ihn.

»Das kann man nicht sagen. Wir haben uns mal gesehen, aber befreundet waren wir nicht.«

»Und dieser Thomas? Was halten Sie von ihm?«

Die Antwort bekam ich nicht sofort. Heinz Stahlmenger wartete, bis wir das Ende des Hotelgebäudes erreicht hatten. Dort führte ein ziemlich breiter Weg zum Park hin, zum Reitstall und damit auch zum Anbau. Stahlmenger hatte hier auch seinen Privatwagen abgestellt. Es war ebenfalls ein BMW.

»Thomas ist schon in Ordnung«, sagte er. »Wir haben gemeinsam manche Wanderung unternommen. Er ist auch schon einige Male mit mir geflogen. Ich kann über ihn nichts Negatives behaupten. Es sei denn, ich will Ihnen Lügen erzählen.«

»Das sollen Sie natürlich nicht.« Ich wechselte das Thema. »Was haben die Ärzte im Krankenhaus von Thun gesagt, als Sie den jungen Mann brachten?«

»Sie haben sofort geholfen und zum Glück keine unnützen Fragen gestellt. Wenn irgend etwas ist, werden sie sich an mich halten, aber ich glaube nicht, daß es irgendwelche Komplikationen geben wird.«

Wir hatten inzwischen den Anbau erreicht. Ich befand mich wieder in der Nähe des Reitstalls. Aus der zerstörten Glasfront des Restaurants fiel der Lichtschein auf den Rasen und legte noch einen feinen Schleier über den Pool.

Der Verkehr in Kandersteg war längst eingeschlafen. Nur hin und wieder fuhr ein Wagen über die Hauptstraße. Wir hörten dann das Schmatzen der Reifen.

Ich fror noch immer und klapperte auch ein wenig mit den Zähnen. Heinz Stahlmenger deutete auf eine schmale Tür. Aus der Ärmelöffnung seiner grünen Parkajacke schaute die Hand wie ein bleicher Pfeil hervor. »Das ist der Eingang.«

»Und wo finde ich sein Zimmer?«

»Unter dem Dach. Ich gehe mit hoch...«

Er wollte schon vorlaufen. Ich hielt ihn an der Jacke zurück. »Nein, bleiben Sie lieber hier! Warten Sie auf mich. Es wird bestimmt nicht lange dauern.«

Heinz Stahlmenger war überrascht. »Sie reden wie ein Polizist, der einen Verdächtigen besucht.«

»Ich bin auch Polizist.«

»Und wie verhält es sich mit dem Verdächtigen?«

»Das werden wir sehen.«

»Nein, Herr Sinclair. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Thomas etwas mit der Sache zu tun hat. Er ist doch keine lebende Leiche. Das hätten wir längst bemerkt.«

»Ich habe auch nicht behauptet, daß er etwas damit zu tun hat. Ich möchte ihn nur über die drei Männer ausfragen. Zwei habe ich erst ausschalten können. Einer fehlt noch. Und der kann auch als Einzelperson verdammt gefährlich werden, glauben Sie mir.«

»Soll ich die Augen aufhalten?«

»Das wäre mir lieb.«

»Okay, ich warte dann. Wenn ich den Zombie sehe...« Heinz Stahlmenger hob die Schultern, »eine Waffe habe ich nicht...«

»Laufen Sie weg und alarmieren Sie mich!«

»Das ist nicht meine Art.«

»In diesem Falle aber besser.« Ich nickte ihm noch einmal zu und nahm den direkten Weg zur Haustür. Sie besaß keinen Knauf, nur eine Klinke und war nicht verschlossen. In einen engen Flur gelangte ich. Alles war aus Holz. Und es roch, als wäre es soeben frisch gestrichen worden. Ich stieg die enge Treppe hoch, erreichte die erste Etage und mußte noch weiter. Hier wurde das Stiegenhaus schmaler und die einzelnen Stufen höher.

Unter dem Dach blieb ich in einem kleinen Flur stehen. Drei Türen

sah ich, davon konnte ich mir eine aussuchen. Die richtige wurde schon geöffnet. Thomas mußte meine Schritte gehört haben. Er stand auf der Schwelle und schaute mich erstaunt an.

»Zu Ihnen wollte ich«, sagte ich.

»Wirklich?«

»Ja.«

Er gab den Weg frei. »Dann kommen Sie rein.«

Der Ober hatte sich umgezogen. Er trug Freizeitkleidung. Eine dunkle Hose und einen ebenfalls dunklen Pullover. Über einer Stuhllehne hing eine Lederjacke, die er sich ebenfalls überstreifte. »Ich wollte gerade gehen, wissen Sie.«

»Nach alldem, was passiert ist?«

»Wieso?« Er fragte mich zu erstaunt, so daß ich seine Worte schon als Lüge entlarvte.

»Sie müssen doch etwas von dem Drama mitbekommen haben, das sich im Restaurant abgespielt hat?«

»Sie meinen das mit dem Verrückten?« Er trat in die Mitte des Zimmers und blieb dort stehen, wo auch seine Hi-Fi-Anlage den Platz gefunden hatte. Es war ein mattglänzender schwarzer Kassettenturm. Die beiden Lautsprecher hingen in den Winkeln der schrägen Decke. Licht gaben zwei moderne Stahlleuchten. Eine Seite des Zimmers wurde von einem großen Einbauschränk eingenommen. Er besaß weiße Lamellentüren. Schwarz waren dafür die bequemen Sitzmöbel. Auch die Tische und Kommoden sowie das Gehäuse des Fernsehapparates.

Ich schüttelte den Kopf. »Ein Verrückter war es nicht, Thomas. Das Restaurant ist von einem Zombie, einem lebenden Toten betreten worden. Begreifen Sie das?«

Er verschränkte lässig die Arme vor der Brust und gestattete sich ein Grinsen. »Das können Sie einem Jugendlichen erzählen, der gern Horrorfilme sieht, aber nicht mir.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Und weiter?«

»Ich bin hier, weil Sie mir unter Umständen helfen können. Es ging um drei Zombies. Zwei habe ich erledigen können. Einer ist noch übrig. Sie haben alle drei gekannt, sehr gut sogar. Wie ich hörte, waren Sie zu deren Lebzeiten mit ihnen befreundet gewesen. Wissen Sie jetzt schon, wen ich meine, oder muß ich Ihnen die Namen sagen?«

»Das brauchen Sie nicht. Wer ist denn noch übrig?«

»Claus Binussek.«

Er deutete auf einen Sessel. »Nehmen Sie Platz, Herr Sinclair. Ich kann mir vorstellen, daß es ein längeres Gespräch zwischen uns beiden gibt.«

»Das liegt an Ihnen.«

»Wieso?«

Ich ließ mich in den Sessel fallen und hockte sehr tief. »Es kommt immer darauf an, was Sie mir zu berichten haben.«

Thomas löste sich von seinem Platz und ließ sich in den zweiten Sessel fallen. »Eigentlich hatte ich heute in die Disco gewollt, aber daraus wird wohl nichts.«

»Das ist nicht gesagt.«

Er winkte ab. »Machen Sie es nicht so spannend! Sagen Sie mir, was Sie wissen wollen!«

»Claus Binussek, Jerome Woeber und Erich Buchwald waren gute Freunde, die ihren eigenen Vatertag feierten und sich von früher her kannten. Sie haben vieles gemeinsam unternommen und sind auch gemeinsam gestorben. Woran, Thomas? Auf diese Frage hat mir bisher niemand eine Antwort gegeben, deshalb will ich den Grund von Ihnen wissen.«

Er schaute an mir vorbei auf den Einbauschränk, der sich in meinem Rücken befand. »Und Sie meinen, daß ich Ihnen helfen könnte?«

»Damit rechne ich.«

»Wer hat Ihnen denn das gesagt?«

»Man berichtete mir, daß Sie oft genug mit den dreien zusammen waren. Sicherlich haben Sie über viele Dinge gesprochen, die auch diesen schrecklichen Fall in einem anderen Licht erscheinen lassen. Sie sind am Oeschinensee gestorben, wie ich hörte. Was ist dort genau passiert, Thomas? Wieso konnten sie nicht in ihren Gräbern bleiben? Dafür muß es einen Grund geben.«

»Den ich auch nicht weiß.«

»Sehen Sie, da bin ich mir eben nicht sicher. Ich habe einfach das Gefühl, daß Sie mehr wissen, als Sie zugeben.«

Er lachte kratzig. »Wer hat Ihnen denn das gesagt?«

»Ich weiß es.«

Seine Mundwinkel verschoben sich. »Bestimmt die Weiber, wie?« Er winkte ab. »Ist auch egal, aber Sie haben recht, Sinclair, ich weiß wirklich mehr, und ich weiß auch, aus welchem Grunde sie gestorben sind oder man sie getötet hat.«

»Dann hat sich mein Besuch schon gelohnt.« Er nickte. »Das hat er sich wirklich, Sinclair. Ja...« Er lächelte wieder. »Die Sache damals war wirklich außergewöhnlich, wenn nicht sogar einmalig. Sie sind freiwillig in den Tod gegangen, nachdem wir uns am See getroffen haben.«

»Sie auch?«

»Klar, denn auf mich hörten sie, Sinclair. Auf mich haben sie immer gehört, die drei Herren.« Er hatte sich vorgebeugt und begann plötzlich scharf und gemein zu grinsen.

Allmählich ließ er seine Maske fallen. Ich tat so, als hätte ich nichts bemerkt und schüttelte nur verwundert den Kopf, um ihn weiter aus der Reserve zu locken.

Aus einem Kasten nahm er eine Zigarette. Gelassen steckte er sie zwischen die Lippen und zündete sie mit einem flachen Feuerzeug

an. All seine Bewegungen wirkten so lässig, in der Art des Siegers.

»Wir waren oben am See«, sagte er Rauch ausstoßend. »Und da wollten die drei Männer den Beweis sehen.«

»Welchen?« fragte ich.

»Den für die Existenz des Teufels!«

Eine lässig klingende Antwort. Passend zu seiner Haltung, aber mich bestätigte und elektrisierte sie gleichzeitig. Dennoch ließ ich mir nichts anmerken und fragte: »Was soll das denn wieder heißen?«

»Tun Sie nicht so, Sinclair! Sie wissen längst Bescheid!«

»Wäre ich dann zu Ihnen gekommen, um Ihnen Fragen zu stellen, Thomas? Bestimmt nicht.«

»Was wollen Sie denn wissen?«

»Wie sie gestorben sind.«

»Sie waren oben am See. In der Einsamkeit. Schon als Studenten liebten sie dies, und sie nannten sich selbst die drei Philosophen. Da sie verschiedenen Nationalitäten angehörten, EG-Denker. Ja, sie saßen zusammen und redeten. Über alles Mögliche. Vor allen Dingen über die Welt und deren Kräfte, die auf sie wirkten.«

»Über Gott?« fragte ich leise.

Der lässige Thomas schüttelte sich grinsend. »Nehmen Sie diesen Ausdruck nicht mehr in den Mund.«

»Sie fürchten sich?«

»Wollen Sie etwas über die Toten wissen?«

»Ja, fahren Sie fort.«

»Die drei waren jung. Das Leben lag vor ihnen, sie wollten es nie mehr hergeben. Und in der Philosophie ist auch die Seite erwähnt, die man mit Magie bezeichnen kann. Irgend jemand kam auf die Idee, es einmal mit Magie zu versuchen. Alle waren einverstanden und schworen darauf, dies zu tun. Ein Jahr ließen sie sich Zeit. Jeder forschte für sich. Erst ein Jahr später wollten sie sich hier in Kandersteg erneut treffen und ihre Erfahrungen austauschen. Das

geschah auch. Unabhängig voneinander hatten sie geforscht, doch ein jeder war zu demselben Ergebnis gekommen. Es gab jemand der alles ändern konnte. Satan!«

Als Thomas das Wort aussprach, leuchteten seine Augen. Für mich stand längst fest, daß er der Treiber, der Initiator war, aber ich ließ ihn weiter erzählen.

»Satan gibt ewiges Leben.« Der Ober flüsterte jetzt und drückte seine Zigarette aus. »Was Faust versucht hatte, wollten die drei schaffen. An dem einsamen Seeufer führten sie die Beschwörungen durch. Sie hatten sich ausgezeichnet vorbereitet, und sie schafften das, was nur wenigen Menschen vergönnt war: den Kontakt zur Hölle. Sie bekamen den direkten Draht zum Teufel. Er hörte sie an und war auch bereit, ihnen das ewige Leben zu geben, allerdings nicht sofort. Später wollte er auf sie zurückkommen. Damit waren die drei Kandidaten einverstanden. So gingen sie wieder und führten ihr normales Leben. Sie machten Karriere in verschiedenen Berufen, und sie heirateten sogar. Nur zur Kirche gingen sie nicht, denn etwas steckte in ihnen, das wie eine kleine Flamme brannte und erst später zu einem Feuer wurde, als bereits Jahre nach dem ersten Kontakt vergangen waren. Dann kam es mit der Wucht eines Sturmwindes über sie. Plötzlich war ihnen alles klar. Sie trafen sich wieder, denn ein jeder hatte die Nachricht des Teufels bekommen. Er war bereit, ihnen das ewige Leben zu geben.«

»Und welche Rolle spielten Sie?« unterbrach ich den Ober.

»Mich hatten sie inzwischen kennengelernt. Sie glaubten, daß ich ein normaler Ober oder Mensch wäre, ein Irrtum, denn auch ich habe mich der Hölle verschrieben. Ich bin vom Satan ausgeschickt worden, um zu beobachten. Ich achte darauf, daß Menschen, die sich dem Teufel verschrieben haben, auch ihr Versprechen einhalten. Und wie erstaunt waren die drei, als ich sie plötzlich daran erinnerte. Wir stiegen gemeinsam zum Oeschinensee hoch und gingen zu der

Stelle, wo die Männer die erste Beschwörung durchgeführt hatten. Da stellte ich sie vor die Wahl, denn ich sprach im Namen des Teufels und erkundigte mich, ob sie noch immer das ewige Leben haben wollten. Sie stimmten zu. Ich stellte die Bedingungen.«

»Den Tod, nicht wahr?«

»Richtig, Sinclair. Ich verlangte von ihnen den Tod. Erst wenn sie sich selbst umbrachten, würde der Teufel ihre Seelen nehmen und ihnen gleichzeitig das ewige Leben geben.«

»Wie haben sie reagiert?«

Thomas lachte. »Plötzlich bekamen sie Angst, Angst, wie sie nur Menschen haben können. Sie wollten nicht, sie wehrten sich, aber ich ließ ihnen keine Chance.«

»Haben Sie die drei getötet?«

»Ja, ich sorgte dafür.«

»Welche Waffen nahmen Sie?«

Er winkte ab. »Was spielt das für eine Rolle. Jedenfalls starben sie, und ich konnte alles so drehen, daß es wie ein Unfall aussah. Sie wurden gefunden und hier in Kandersteg begraben. Sie selbst haben sich nicht an ihr Abkommen halten wollen. Der Teufel aber hält sein Versprechen immer. Als sich dieser Vatertag wiederholte, ließ er sie aus den Gräbern steigen, um das Grauen zu verbreiten.«

»Zwei sind vernichtet«, sagte ich.

»Das stimmt leider. Sie waren auch nicht einkalkuliert, Sinclair. Ich weiß, wer Sie sind. Man nennt Sie den Geisterjäger, und Sie haben dem Satan schon so manches Mal ein Bein gestellt. Gratuliere, nur frage ich mich, wie sie den dreien auf die Spur gekommen sind.«

»Durch ein Tonband«, erwiderte ich.

»Was?«

»Ja, es gibt Dinge, an denen auch der Teufel nicht vorbeikommt. Dinge, die er nicht aus der Welt schaffen kann. Auch als Tote reagierten sie zu gefühlsmäßig. Sie wollten ihre Frauen zum

Jahrestag nach Kandersteg kommen lassen. Evelyn Binussek bekam eine geisterhafte Nachricht. Sie hörte die Stimme ihres Gatten auf einem noch jungfräulichen Band. Da sie von vornherein nicht so recht an den natürlichen Tod ihres Mannes glauben wollte, war sie doch ziemlich überrascht und gleichzeitig auch entsetzt, so daß sie sich mit mir in Verbindung setzte, denn über mich hatte sie bereits gelesen. So kam ich ins Spiel.«

Thomas nickte. »Ich muß Ihnen ein Kompliment machen. Nicht umsonst nennt man Sie Geisterjäger. Sie haben tatsächlich die Nerven behalten.«

Er blickte mich lauernd an. »Haben Sie eigentlich noch irgendwelche Fragen?«

»Zu den drei Zombies im Moment nicht. Ich will mehr über Sie wissen.«

»Ich bin uninteressant«, erklärte er. »Sie können mich als einen Mitläufer bezeichnen...«

»Sind Sie ein Mensch?«

»Erlauben Sie«, sagte Thomas und breitete die Arme aus. »Wirke ich wie ein Tier?«

»Das nicht, aber ich kenne genügend Dämonen, die sich ein menschliches Aussehen geben. Zumindest stehen Sie auf der Seite des Teufels. Sie haben es selbst zugegeben, Sie sind ein Beobachter, vom Satan geschickt. Haben Sie auch von ihm das schreckliche ewige Leben bekommen?«

»Ich werde es wohl haben«, erwiderte er süffisant grinsend.

Ich hob die Schultern. »Okay, lassen wir das einmal dahingestellt. Wie ich vorhin schon erwähnte, zwei Zombies habe ich erledigen können. Mir aber fehlt der dritte. Würden Sie die Freundlichkeit besitzen, mir sein Versteck zu nennen?«

»Nein!«

Er hatte mir die Antwort breit lächelnd gegeben. Ich ging auf sein

Spiel ein und lächelte ebenfalls. Auch noch, als ich das Kreuz urplötzlich hervorholte.

Damit hatte Thomas nicht gerechnet. Das überhebliche Grinsen in seinem Gesicht verschwand ebenso wie die sonnenbraune Farbe der Haut. Mir schien er allmählich grün im Gesicht zu werden. Seine Augendeckel zuckten, ebenfalls die Mundwinkel. Er stieß Geräusche aus, die mich an ein zischendes Luftholen erinnerten, wobei ich mir nicht einmal sicher war, ob er überhaupt zu atmen brauchte. Ich hielt das Kreuz so, daß er es sehen mußte. Es war meine starke Waffe, dem Guten geweiht, hergestellt von dem großen Propheten Hesekiel, als er in babylonischer Gefangenschaft steckte und er auch dort seine Visionen über sich entwickelnde Religionen, Kräfte und Mythen bekam. Er war wie das Allessehende Auge, dieses alte Symbol, das die Menschen im alten Testament ebenso verehrt hatten wie die Ägypter.

»Es ist das Kreuz«, sagte ich mit leiser Stimme. »Das Zeichen, vor dem der Satan einen Heidenrespekt hat. Auch du wirst es nicht überwinden können, Teufelsdiener. Wenn du mir nicht freiwillig sagst, wo sich der dritte Zombie befindet, werde ich dich dazu zwingen. Durch das Kreuz, das ich dir vor dein Gesicht halten werde...«

Thomas hob die Hände. Sein Blick flackerte. Die Gesichtshaut sah noch immer so unnatürlich aus, denn vor meiner Beretta schien er keine Angst gehabt zu haben, aber das Kreuz mußte auf ihn wirken wie ein Tiefschlag, denn mit seiner Existenz hatte er wohl nicht gerechnet.

»Meine Frage war doch klar und deutlich, nicht wahr?«

»Sicher.«

»Ich glaube, du würdest das Kreuz in einem Reflex auffangen, wenn ich es dir zuwerfen würde. Das wäre ein interessanter Test für mich. Denn ich könnte sehen, wie jemand reagiert, der auf der anderen

Seite steht und das Kreuz...«

»Hör auf!« schrie er mich an.

Sofort stoppte ich meinen Redeschwall. »Bitte, ich bin ganz Ohr!« fügte ich wesentlich leiser hinzu.

Er hatte den Mund geöffnet. Zwar besaß der Ober nach wie vor ein menschliches Gesicht, doch er war kein Mensch mehr. Statt normalen Speichels floß eine glasige Flüssigkeit aus seinem Mund und rann am Kinn entlang. Bei diesem Typ hatte ich es mit einem Dämon zu tun, zumindest mit einem stark beeinflussten Menschen.

Er wischte diesen grün schillernden Speichel mit zitternder Hand weg und nickte. »Ich weiß, wo er steckt.«

»Dann rede!«

»Was bekomme ich dafür?«

Ich lachte auf. »Willst du mir Bedingungen stellen? In deiner Lage?«

»Klar...«

Ich hob das Kreuz ein wenig an. »Hast du immer noch nicht begriffen, daß du dich in einer wesentlich schlechteren Position befindest? Ich bin derjenige, der...«

»Das bist du nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil der Satan mich schützt.«

»Wer ist schon der Satan? Ich habe das Kreuz, und sein Schatten ist so groß, daß er auch vom Teufel nicht übersprungen werden kann. Das solltest du dir merken. Nein, der Teufel kann dir nicht mehr helfen. In diesem Falle ist die Hölle ausgebrannt.«

Er versuchte einen neuen Trick. »Wenn du es wegsteckst, werde ich dir sagen, wo sich Claus Binussek befindet!«

»Das wirst du auch so!« Meine Stimme klang so, daß der andere spüren mußte, wie wenig ich jetzt noch seinen Widerspruch duldete. Er hob die rechte Hand und spreizte seine fünf Finger ab. »Ist ja

schon gut«, sagte er. »Ist alles gut. Du wirst ihn sehen. Sehr bald schon.« Er kicherte. »Wo?«

»Ich habe mich um ihn gekümmert!« flüsterte Thomas. »In dem allgemeinen Durcheinander im Restaurant fiel es überhaupt nicht auf. Ich wollte auch nicht, daß sie sich schon so früh blicken ließen, aber sie merkten, daß jemand da war, den sie als Feind betrachteten. Dich, Sinclair! Dich verdammten Hund bezeichneten sie als Feind. Wenigstens einen wollte ich vor den verfluchten Silberkugeln retten...«

Er redete und redete. Ich hörte ihn auch, aber ich hörte ihm nicht zu. Irgend etwas hatte sich in dem Raum verändert. Es war nicht allein mein Kreuz, das die Aura des Unheimlichen sehr genau spürte und sich leicht erwärmt zeigte, da mußte noch etwas anderes dahinterstecken. Leider kam ich nicht darauf, was es war. Ich versuchte vergeblich, es zu identifizieren.

Befand sich der Satan etwa unsichtbar zwischen uns? Ich wußte genau, daß er sich so etwas hin und wieder leistete. Er versuchte es ja immer mit allen Tricks. Nach den letzten großen Niederlagen würde er trotzdem nicht aufgeben. Dazu kannte ich ihn viel zu gut. Irgend etwas störte mich.

Da wußte ich es.

Es war der Geruch.

Nach Grab, nach Friedhof, Vergänglichkeit und Moder roch es. In alten Gräften lauerte dieser Gestank oft genug, aber wurde auch von Wesen abgegeben, die aus dem Grab kamen.

Von Zombies, zum Beispiel...

Plötzlich wurde mir verdammt kalt. Jetzt war mir auch klar, weshalb Thomas so viel sagte. Er hatte mich nur ablenken wollen, und das war ihm auch gelungen.

Für einen winzigen Moment streifte mein Blick sein Gesicht. Mir blieb das Aufleuchten in seinen Augen nicht verborgen, und das

zeigte einen gewissen Triumph.

Ich schnellte hoch.

Und diesmal verfluchte ich den Sessel mit der zu weichen und zu tiefen Sitzfläche. Ich hatte Schwierigkeiten. Thomas, der mich beobachtete, verstummte plötzlich, so daß ich das andere Geräusch in meinem Rücken hören konnte.

Es war ein unterdrückt klingendes Gurgeln.

Der Zombie!

Taumelnd kam ich auf die Füße, drehte mich, und das war genau der Moment, in dem sich die lebende Leiche nach vorn warf, um mich brutal zu töten...

Und das mit zwei Messern!

Er trug sie in seinen beiden Händen. Diese langen Klingen wirkten wie verkürzte Lanzen. Im Bruchteil einer Sekunde, die für mich sehr lang wurde, nahm ich den Eindruck auf.

Claus Binussek hatte im Schrank gelauert. Zwei Türen standen offen. Er hatte sie lautlos aufschieben können und war ebenso unhörbar näher gekommen.

Sein Körper zeigte noch die Spuren des gewaltigen Kampfes, den er mit den beiden jungen Leuten in der Hütte geführt hatte. Von den Axthieben war sein Körper gezeichnet.

Dieses Wesen lebte und wollte selbst töten.

Es fiel nach unten. Dabei streckte der Untote seine beiden Arme noch weit aus, damit er die Messer in meinen Körper stoßen konnte. Nur hatte er nicht mit meiner Reaktion gerechnet.

Ich war im letzten Augenblick hochgekommen, befand mich allerdings in keiner sehr guten Lage, da ich Schwierigkeiten hatte, das Gleichgewicht zu behalten. Zudem konnte ich mich in dem kleinen Raum zwischen Tisch und Sessel nicht gut bewegen. In einem Reflex hatte ich den Körper noch zur Seite gedrückt und stieß

mit der Wade gegen die Tischkante, so daß ich erneut das Übergewicht bekam. Die beiden Messer rasten auf den Sessel zu und hinein. Sie stachen durch den Stoff, drangen tief in das Futter, wurden wieder hervorgerissen und schnitten dabei den Stoff so weit auf, daß aus diesen Wunden das Innenfutter quoll und sich über der Sitzfläche verteilte. Ich wollte Distanz zwischen uns bringen und verhakte mich mit der Hacke an einem der metallenen Tischbeine.

Dadurch geriet ich ins Taumeln.

»Ja, bring ihn um!« brüllte Thomas, den ebenfalls nichts mehr auf seinem Sitz gehalten hatte. »Kill ihn, mach ihn fertig! Jag ihm den Stahl zwischen die...«

Ich kam wieder hoch.

Auch der Zombie war bereit. Er hatte beide Klingen wieder aus dem Futter hervorgezogen. Verzerrt war sein Gesicht. In den dunklen Haaren klebte noch der Dreck. Die Pupillen wirkten wie verdrehte, gläserne Kugeln, der Mund stand weit offen, so daß mir ein Gestank entgegenwehte, der mir den Magen in die Höhe treiben konnte. Ich saß noch.

Rechts von mir sah ich Thomas, der sich zurückgezogen hatte und nicht eingriff.

Für mich war der Zombie wichtiger, denn sein Trieb war es, zu zerstören. Menschliches Leben galt bei ihm nichts.

Ich wollte aber beide und tat etwas, das mich gleichzeitig Zeit kostete. Mein Kreuz schleuderte ich nach rechts, genau in die Richtung, wo dieser Thomas stand.

Ich wollte ihn treffen, denn mir war klar, daß er den geweihten Kräften nichts entgegensetzen konnte. Ob ihn das Kreuz erwischte, sah ich nicht mehr, da der Zombie seine zweite Attacke startete. Er lief in meinen Tritt. Geschmeidig hatte ich meinen Körper aus der sitzenden Lage in die Höhe gewuchtet und gleichzeitig mein Bein vorschnellen lassen. Mein Freund Suko hatte mir diesen Trick

beigebracht, und damit erreichte ich auch bei Claus Binussek mein Ziel.

Unterhalb der Messerspitzen und auch jenseits der Gürtellinie wurde er erwischt. Zombies sind nie sicher auf den Beinen. Da machte Binussek ebenfalls keine Ausnahme. Er konnte den Treffer nicht ausgleichen und mußte zurück.

Für mich gab es nur eins. Nachsetzen!

Ich hörte einen hellen Knall, achtete nicht darauf, weil für mich der Zombie zählte.

Er war weiter zurückgewichen, als ich angenommen hatte. Nahe des Schanks, aus dem er geschlichen war, befand er sich und stieß mit dem Rücken gegen die offene Tür.

Ich holte die Beretta hervor.

Er sah die Waffe. Sein Gesicht bewegte sich mit, als er den Mund auf und zu klappte. Vielleicht hatte er mir etwas sagen wollen, dazu kam er nicht mehr. Möglicherweise gingen seine Worte auch im Krachen des Schusses unter, und die kleine Mündungsflamme, die für einen Moment zu sehen war, wurde für den Zombie zu einer Todesblume. Die Kugel hieb ihn zurück.

Fast hätte ich meinen können, ein Hammerhieb hätte ihn erwischt, so stark wurde er nach hinten getrieben und damit auch noch in den Schrank hinein. Dort fiel er zusammen.

Daß seine Arme nach unten sanken, sah ich noch, aber nicht mehr, wie er sich in dieser Reflexbewegung die beiden Klingen noch selbst in den Körper stieß, denn ich hatte mich umgedreht, um mich um den zweiten Gegner zu kümmern.

Mein Kreuz sah ich, den Ober jedoch nicht.

Er war verschwunden!

Vor Wut biß ich mir fast auf die Zunge, schaute noch einmal auf den Zombie, der innerhalb des Schanks zusammengesackt war, nahm das Kreuz an mich und jagte auf die Tür zu.

Mir konnte alles passieren, nur durfte ich diesen gefährlichen Teufelsdiener nicht entkommen lassen...

Heinz Stahlmenger war zwar dick angezogen, doch das Stillstehen bereitete ihm keine Freude. Er wäre am liebsten wieder dorthin zurückgegangen, wo er die Stimmen hörte. Aber er hatte John Sinclair versprochen, die Stellung zu halten, und davon wollte er nicht abgehen. An dieser Schmalseite des Hotels war es ziemlich düster. Nur ab und zu glitt das Restlicht eines Scheinwerferpaars in der Nähe vorbei, ansonsten regierte die Dunkelheit.

Stahlmenger schaute auf seine Uhr.

Jetzt war Sinclair schon über eine Viertelstunde oben, und der Grund war für Stahlmenger unverständlich. Im Gegensatz zur Meinung dieses englischen Polizisten war Thomas für ihn ein normaler Mensch, auf den wohl kein Verdacht fiel. Er hatte sich mit dem Ober stets gut verstanden und so manch feuchtfröhlichen Abend oder manche lange Nacht an der Bar des Hotels verbracht. Der hatte bestimmt nichts mit dem Tod und dieser unnatürlichen Rückkehr der drei Freunde zu tun. Fünf Schritte vor und wieder fünf Schritte zurück ging Heinz Stahlmenger. Häufig blickte er auf seine Uhr und schaute auf die schmale Haustür.

War es schlimm, wenn er mal nachschaute?

Nein, ob er nun vor dem Bau oder im Flur auf den Mann wartete, das spielte keine Rolle. Und verschlossen war die Tür auch nicht, deshalb zog Stahlmenger sie auf.

Wärme und polternde Geräusche empfingen ihn. Die Laute drangen aus der oberen Etage zu ihm herab, und sie hörten sich an, als würde jemand sehr schnell die Holztreppe hinabeilen.

Am Fuß der Treppe blieb Heinz Stahlmenger stehen. Er schaute hoch, sah bis zum ersten Absatz auch die Gestalt, die dort erschien. Es war Thomas. Und er hatte es verdammt eilig, wie jemand, der

von der Angst oder einem schlechten Gewissen getrieben wurde. Erst jetzt betrachtete Heinz Stahlmenger diesen Ober aus anderen Augen. Wer so rannte, hatte etwas zu verbergen. Auch den Rest der Treppe nahm der Mann mit drei Sprüngen.

Stahlmenger wollte ihn aufhalten. Vor der untersten Stufe baute er sich auf und rief »Halt!«

Das Lachen und der Faustschlag trafen ihn zur gleichen Zeit. Thomas hatte sich abgestoßen und war auf ihn zugehechtet. Stahlmenger konnte sich noch ein wenig zur Seite drehen, aber es erwischte ihn dennoch. Die Knöchel schrammten an seiner linken Gesichtshälfte entlang. Er bekam zudem noch einen Tritt mit und wurde in den Flur hineingeschleudert, wo er gegen die Wand krachte und daran zu Boden rutschte.

»Wolltest du mich aufhalten?« Er hörte die Stimme des Flüchtenden und das hämische Lachen. Dann traf ihn die kalte Nachtluft, als Thomas die Haustür aufriß und verschwand.

Heinz Stahlmenger aber lag am Boden. Ein deutscher Minister hatte mal den Satz geprägt »Ich glaub', mich tritt ein Pferd.« Wie von einem Pferdehuf getroffen, kam sich Stahlmenger auch vor. Er war nicht bewußtlos geworden, nur hatte er das Gefühl, als wäre sein Kopf auf das Doppelte angeschwollen.

Er lag auf dem Boden und kam sich trotzdem vor, als befände er sich in einem abstürzenden Hubschrauber.

Zeit gab es für ihn nicht mehr. Ob eine Minute oder nur zehn Sekunden vergangen waren, wußte er nicht, als es ihm trotz der Schmerzen gelang, sich wieder in die Höhe zu stemmen.

Zum Glück befand sich die Wand in der Nähe, sie benutzte er als Hilfsmittel, blieb stehen und lehnte sich gegen das Holz, wobei er noch das Gefühl hatte, die Wand würde hinter ihm nachgeben. Er vernahm auch die dröhnenden Schläge. Zunächst konnte er sich diese Geräusche nicht erklären, bis ihm einfiel, den Kopf zur Treppe hin zu

drehen, und dort sah er die Gestalt.

Es war John Sinclair, der die letzten Stufen mit einem Sprung nahm und neben ihm stehenblieb.

Sofort erkannte ich, was mit Stahlmenger geschehen war. Dieser Thomas hatte ihn überrascht und fast ausgeknockt. Dabei konnte der Mann von Glück sprechen, nicht härter erwischt worden zu sein. Ich faßte ihn an.

Stahlmenger ging es schon wieder etwas besser. »Verdammt, Sinclair, ich habe mich überraschen lassen.«

»Geht es wieder?«

»So einigermaßen. Nur die Brille ist kaputt, aber das läßt sich wieder reparieren.«

»Haben Sie gesehen, wo er hingelaufen ist?«

»Nein, er erwischte mich ja hier im Flur. Auf jeden Fall ist er verschwunden.«

»Okay, gehen wir!«

»Und der Zombie?«

»Ist erledigt.«

Stahlmenger sagte nichts. Er hielt sich an meiner Seite und hatte seine Hände gegen den Kopf gepreßt. Die kühle Luft tat ihm gut. Tief atmete er ein. Wir gingen ein paar Schritte, dann blieb ich stehen, denn ich wollte von Heinz Stahlmenger wissen, wo sich unser Gegner unter Umständen versteckt halten konnte.

»Ich weiß es nicht.«

»Hat er einen Wagen?«

»Ja, klar.«

»Dann wird er...«

Stahlmenger legte mir seine Hand auf die Schultern. »Nein, so dürfen Sie nicht denken. Der hat zwar ein Fahrzeug, doch es steht ihm nicht zur Verfügung, weil es zur Inspektion ist. Er kann sich nur mehr in Kandersteg aufhalten.«

»Falls er sich kein anderes Auto stiehlt.«

»Das ist möglich.«

Und bei mir war guter Rat teuer. Wie sollten wir diesen verdammten Kerl finden, der von den Kräften der Hölle beschützt wurde? Es gab in dem Ort und Umgebung sicherlich Hunderte von Verstecken, die ich leider nicht kannte.

»Zu Fuß wird er kaum gehen«, sagte Stahlmenger leise. »Wenn wir jetzt die Polizei einschalten, würde dieser einsame Wanderer auffallen. So schlau ist er bestimmt.«

»Was könnte er dann noch unternehmen?« fragte ich. Stahlmenger überlegte, stöhnte und hielt sich nach wie vor den Kopf, während ich auf Geräusche und Stimmen achtete, die vom Hotel her zu uns drangen.

»Ja«, sagte mein Helfer plötzlich. »Das genau kann es sein. Das ist möglich.«

»Was?«

Er ließ die Hände sinken und schaute mir ins Gesicht. »Der Zug, Sinclair. Es fährt noch ein letzter Zug in den Tunnel. Wenn es einen Fluchtweg für ihn gibt, ist der ideal.«

Ich war auf einmal elektrisiert. »Und wann startet der Zug?«

Stahlmenger schaute auf seine Uhr. »Vielleicht in einer Viertelstunde. Wahrscheinlich früher.«

»Wie weit ist es bis zum Bahnhof?«

»Wir können meinen Wagen nehmen. Der steht hier. Allerdings müssen Sie fahren.«

»Mach ich glatt.«

Ich hatte noch das Kreischen der Reifen in den Ohren, als wir an dem so bekannten Verladebahnhof von Kandersteg gehalten hatten, ausgestiegen waren und den langen Bahnsteig betraten. Der Zug wartete bereits.

Und es waren auch schon erste Autos auf die Verladewagen gerollt. Zwar waren nicht alle Waggons belegt, aber das konnte man auch nicht verlangen.

Die Autos standen dort mit ausgeschalteten Scheinwerfern, und ihre Fahrer hatten es sich bequem gemacht.

Wo steckte unser Gegner?

Ich schaute mich zusammen mit Heinz Stahlmenger um. Dieser Ober konnte überall seinen Platz gefunden haben. Es war möglich, daß er unter oder in einem Wagen lag, und um diese Zeit wirkte der Bahnhof gespenstisch leer, denn es brannten nur wenige Lichter. Wir befanden uns noch auf dem Bahnsteig für normale Fahrgäste und wurden von einem Beamten der Eisenbahn mißtrauisch gemustert. Erst als wir den Lichtkreis einer Lampe durchschritten, wurde das Gesicht des Mannes freundlicher, denn er hatte Heinz Stahlmenger erkannt und begrüßte ihn auch.

»Was treibt Sie denn als Pilot an den Bahnhof, Herr Stahlmenger. Und dazu noch zu dieser späten Stunde.«

»Jetzt lassen Sie sich nur eine gute Ausrede einfallen«, bat ich ihn flüsternd. »Der Mann darf keinen Verdacht schöpfen.«

»Geht schon klar.« Ich blieb stehen, während mein Helfer vorging. »Wir wollten uns nur umschaun. Ich habe einert Bekannten aus London zu Besuch. Er reist morgen wieder ab und wollte sich unbedingt mal anschauen, wie es zugeht, wenn die Wagen auf den Autozug fahren.«

»Das hätten Sie am Tage besser haben können.«

Stahlmenger hob die Schultern. »Wissen wir auch, aber wir hatten leider keine Zeit. Wann fährt denn der Zug ab?«

Der Mann schaute auf seine Uhr. »In genau drei Minuten. Wenn Sie noch etwas sehen wollen, müssen Sie sich beeilen.«

»Danke, das werden wir.«

Ich nickte dem Beamten ebenfalls zu, der seine rechte Hand an den

Mützenschirm legte und in die entgegengesetzte Richtung weiterging.

»Puhl« stöhnte Stahlmenger, »das war knapp.«

»Sie waren gut.«

»Danke. Was meinen Sie, Sinclair, wie gut ich erst ohne Kopfschmerzen bin!«

»Das habe ich gesehen, als sie flogen.«

Ein nächtlicher Bahnhof ohne Betrieb kann desillusionierend wirken. Das bekam auch ich zu spüren, als ich neben Heinz Stahlmenger über den Bahnsteig schritt. Es war zwar nicht still, irgendwo knackte und bewegte sich immer etwas, aber unsere Schritte waren dennoch die einzig lauten Geräusche, bis zu dem Zeitpunkt, als von der Straße her ein Wagen in die Kurve fuhr und sein kaltes Scheinwerferlicht auch uns für einen Moment berührte. Der Wagen rollte der Auffahrtrampe entgegen und befand sich wenig später auf dem Zug, wo er langsam ausrollte.

Wir hatten mittlerweile die Schlange der flachen Waggons erreicht. Von einem halbrunden Metaldach waren sie bedeckt. Dieses Dach wurde von eisernen Gitterstäben gehalten, die gleichzeitig auch die sich an den Seiten befindlichen Sicherheitshtennwände abstützten. Wir wurden gesehen. Irgendwie träge und müde sahen die Bewegungen der Fahrer aus, wenn sie die Köpfe drehten und uns anschauten. Für uns waren es unbekannte Gesichter. Das des Obers Thomas entdeckten wir nicht unter ihnen.

Ich hatte mitgezählt. Nur zwölf Wagen war die Autoschlange lang. Dafür lohnte es sich kaum den langen Zug durch den Tunnel zu fahren, und wir konnten auch nicht mehr weitergehen, da wir das Ende des normalen Bahnsteigs erreicht hatten.

Dicht vor dem Beginn des Schotters blieben wir stehen. Ziemlich ratlos, wie ich zugeben mußte. Von den Bergen wehte der kalte Nachtwind. Er brachte den Geruch von Schnee mit und fuhr uns durch die Kleidung.

»Vatertag!« murmelte Heinz Stahlmenger und begann zu lachen.
»Sie haben ihn vorverlegt und ihn zu einem tödlichen Tag gemacht.
Mein Gott, was es nicht alles gibt.«

»Da sagen Sie was.«

»Und Sie schlagen sich immer mit Zombies und ähnlichen Gestalten herum, Sinclair?«

»So ist es.«

»Wie kommt es dann, daß Sie noch leben?«

»Glück, eine gute Ausbildung und ein noch besserer Schutzengel.«

»Den letzten braucht man wohl besonders.«

»Sicher«, erwiderte ich beim Umdrehen und schaute wieder die Strecke zurück, die wir gekommen waren.

Bis auf den Bahnbeamten, mit dem wir gesprochen hatten, war sie leer. Der Mann trat soeben aus einer Tür, schaute auf seine Uhr und steckte eine Trillerpfeife zwischen die Lippen.

Auch Heinz Stahlmenger hatte die Bewegung gesehen. »Er fährt genau pünktlich ab, und wir haben unseren Freund noch immer nicht gefunden. So ein Pech.«

Ich hob die Schultern. »War auch nur mehr ein Verdacht. Nicht jeder kann sich bestätigen.«

»In diesem Fall hätte ich es gehofft.«

Durch die flache Waggonschlange lief ein Ruck, als die Lok anzog. Auch die Fahrer wurden plötzlich wieder wacher. Sie richteten sich auf und schauten nach vorn.

Ich sah noch ein Schild, auf dem stand, daß es verboten war, die Wagen als Fußgänger zu betreten oder die Fahrzeuge während der Fahrt zu verlassen. Darum kümmerte sich Thomas nicht.

Wie ein Geist erschien er plötzlich an der gegenüberliegenden Seite. Er klammerte sich an dem Gitter fest, wahrscheinlich hatte er neben den Schienen gelegen und turnte mit geschickten Bewegungen auf den anfahrenden Autozug.

Ich sah noch sein blitzendes Lachen und hörte Heinz Stahlmenger schreien: »Verdammt, da ist er ja!« Und wie er da war!

Aber ich auch. Um meinen Begleiter kümmerte ich mich nicht. Ich wollte den Teufelsdiener. Der Zug war schneller geworden, aber er rollte noch auf meiner Höhe.

Ich wagte es.

Mit einem Sprung löste ich mich vom Bahnsteig, bekam eine der Stangen zu packen, während meine Füße noch auf dem Beton glitten. Schnell zog ich die Beine an, rollte mich über die waagerecht verlaufene Trennwand hinweg und konnte noch einen Blick zurückwerfen. Das letzte, was ich sah, waren die beiden entsetzten und bleichen Gesichter Stahlmengers und des Bahnbeamten. Der Zug beschleunigte weiter!

Ich wußte nicht genau, wann der Tunnel kam, aber daß er kommen würde, war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Zunächst einmal mußte ich mich um mich selbst kümmern und auch versuchen, das Gleichgewicht zu halten, was bei höherer Geschwindigkeit gar nicht so einfach war. Am Gitter konnte ich mich festhalten, deshalb suchte ich mir die linke Seite aus und fand an einer Stange mit der rechten Hand den nötigen Halt.

Vorbeigehuscht waren die Fassaden der Bahnhofsgebäude. Bahnsteige sah ich ebenfalls nicht mehr. Nur abzweigende Gleise, die wie blanke, lange Finger in verschiedene Richtungen führten und an den Stellen heller glänzten, die vom weißen Licht der brennenden Lampen bestrahlt wurden.

Auch wenn ich mich festhielt, es war kein Vergnügen mit diesem Zug zu fahren. Der Fahrtwind war verdammt unangenehm. Er pfiß mir so kalt ins Gesicht, daß mir die Tränen kamen und ich fast die Haare knattern hörte, wenn sie hochgewirbelt wurden.

Der Tunnel lag kurz hinter Kandersteg, das wußte ich. Wir würden

durch den Lötschberg fahren und im Wallis wieder zum Vorschein kommen. Goppenstein hieß der erste Haltepunkt auf der anderen Seite des Tunnels. Wie lange die Fahrt durch die Schwärze dauerte, wußte ich nicht, denn ich hatte mich nach der genauen Zeit vorher nicht erkundigen können.

Noch ratterten wir durch die Nacht. Die abgestellten Wagen bewegten sich. Den letzten in der Reihe sah ich ungefähr zehn Meter vor mir. Ob mich die beiden vorn sitzenden Personen beobachtet hatten, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls drehten sie sich nicht um, und das Licht hatten sie auch nicht eingeschaltet.

War das Tal dort, wo Kandersteg lag, relativ weit, so änderte sich dies. Es verengte sich immer mehr. Ich hörte auch das Rauschen eines Flusses und sah die Berge zu beiden Seiten näher rücken. An der linken Seite brannten noch vereinzelter Lichter, wo kleinere Häuser, wie von einer Riesenhand geworfen, verstreut auf den Hängen standen. All die Eindrücke hatte ich aufgenommen und mich auch um den Zug gekümmert, denn er war am wichtigsten.

Neben Thomas natürlich.

Wenn ich ehrlich war, müßte ich zugeben, daß er sich in einer ausgezeichneten Lage befand. Der würde keinerlei Hemmungen kennen und sich Geiseln nehmen. Im dunklen Tunnel würde es dann zu Szenen kommen, die ich mir lieber nicht ausmalte.

Konnte ich ihn vor der Einfahrt packen?

Wahrscheinlich unmöglich, denn bisher hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Er mußte sich zwischen den abgestellten Fahrzeugen versteckt halten. Vielleicht lag er auch flach auf dem Boden, dann war er am sichersten. Ich blieb auch nicht stehen und bewegte mich nach vorn. Und das war nicht einfach auf dem ziemlich schnell fahrenden Zug. Ich mußte mich festhalten, wurde von einer Seite auf die andere gedrückt, griff immer wieder nach und näherte mich dem letzten Wagen nur mit kleinen, oft abgehackt wirkenden Schritten.

Zudem peitschte auch weiterhin der beißende Wind gegen mich und rüttelte an meiner Figur.

Die Finger wurden allmählich klamm. Handschuhe hatte ich nicht bei mir, und noch immer war von dem anderen nichts zu erkennen. Allmählich bekam ich ein ungutes Gefühl. Es wurde auch nicht besser, als ich den letzten Wagen erreichte. Es war ein Opel Rekord. Weshalb der Fahrer sich plötzlich umdrehte, wußte ich nicht, reagierte instinktiv richtig und ließ mich in die Knie sacken, so daß er mich zum Glück nicht erkennen konnte. So blieb ich.

Und ich hörte auch den schrillen Pfiff.

Zwar bin ich kein Eisenbahner, aber ich wußte genau, was dieser Pfiff zu bedeuten hatte.

Wir befanden uns dicht vor dem Tunnel.

Ich kam noch einmal hoch, starrte nach vorn, glaubte auch, daß sich Geräusche verändert hatten und sie irgendwie dumpfer klangen und sah vor mir einen gewaltigen Schlund, der sich gedankenschnell näherte und den Zug im nächsten Augenblick gefressen hatte.

Schlagartig fiel die Schwärze über mich!

Man konnte wirklich Herzklopfen bekommen, weil die Dunkelheit so plötzlich gekommen war, und ich stand da, nahm den anderen Geruch auf, lauschte auf die echohaften Fahrgeräusche und merkte auch, daß sich die Luft verändert hatte.

Sie war längst nicht mehr so rein und klar. Irgendwie schmeckte sie nach Staub, Ruß und Dreck.

Das Rattern der Räder, das Schaukeln der Waggons, das Pfeifen der Luft und das Ächzen des Metallgestänges, dies alles verwandelte sich für mich zu einem höllischen Inferno. Satans Reich schien seine Pforten geöffnet zu haben, um mich zu begrüßen.

Ich war ein Mensch, der sich immer schnell umstellen mußte. Nach einigen Sekunden hatte ich mich an die neue Umgebung gewöhnt, und

auch die Finsternis kam mir nicht mehr so absolut vor. Ich wollte nach vorn.

Den letzten Wagen hatte ich schließlich erreicht. Auf der linken Seite befand ich mich. Zwischen den Trenngittern und den Autos befand sich ein immer noch so großer Zwischenraum, so daß ich ihn ohne Schwierigkeiten begehen konnte. Festhalten mußte ich mich trotzdem, denn das Schaukeln und Schwanken hörte nicht auf.

Die Fahrer dachten nicht daran, die Innenbeleuchtung einzuschalten. Wahrscheinlich machten sie ein Nickerchen. Diese Tunnelstrecke war auch ideal für Liebespaare.

An dem ersten Wagen hatte ich mich vorbeigeschoben und erreichte die hintere Stoßstange des zweiten. Auch wenn sich mein Gegner in der Nähe befand, hören würde ich ihn nicht, da die anderen Geräusche alles überdeckten.

Weiter schob ich mich vor. An dem nächsten Wagen vorbei. Das Fabrikat erkannte ich in der Dunkelheit nicht einmal. Dann sah ich es doch, weil der Fahrer, plötzlich und sehr überraschend für mich, die Innenbeleuchtung einschaltete. Er sah mich als Schatten. Auf seinem Sitz flog er plötzlich zurück, und in seinem Gesicht las ich den Schrecken.

Ich legte einen Finger gegen den Mund, dennoch wollte er schreien. Da griff ich zur Radikalkur, zog die Fahrertür auf, die er nicht verschlossen hatte und zeigte ihm meinen Ausweis.

»Polizei!« fügte ich hinzu.

Wahrscheinlich hatte der gute Mann nicht bemerkt, daß ich ihm einen englischen Ausweis präsentiert hatte, weil er einfach zu überrascht gewesen war, jetzt nickte er nur.

Ich mußte laut sprechen, damit er mich auch hören konnte. »Könnten Sie das Licht für eine Weile anlassen?« fragte ich.

»Ja...«

»Danke.« Ich war schon wieder weg. Aus dem Wagen tauchte ich

und drehte mich. Noch in der Bewegung vernahm ich ein dröhnendes Geräusch. Es wollte so gar nicht zu der übrigen Kulisse passen, und er war über mir aufgeklungen.

Ich riß den Kopf hoch.

Da traf mich der Hieb. Zum Glück nicht mitten im Gesicht, nur an der Stirn, auch das reichte, um mich zurückzustößen, so daß ich mit dem Rücken hart gegen das Trenngitter prallte.

Auf dem Wagen hatte der Ober gelauert und mich wirklich kalt erwischt. Auch sein zweiter Schlag traf. Diesmal die Oberseite meines Schädels, so daß ich in die Knie brach und einfach nichts dagegen unternehmen konnte. Ich hörte mich noch selbst stöhnen und bekam voll die dritte Attacke mit, denn mein Gegner hatte sich vom Autodach gelöst und war mir mit beiden Füßen zuerst in den Rücken gesprungen. Jetzt drückte er mich noch tiefer in den Raum zwischen Geländer und Wagen.

Noch immer brannte die Innenbeleuchtung. Der Fahrer mußte hautnah mitbekommen, was sich abspielte. Diejenigen Personen, die in dem Fahrzeug dahinter saßen sicherlich auch.

Keiner griff ein.

Ich mußte mich allein aus dieser höllischen Situation herauswinden. Unter mir spürte ich die Härte der Eisenplanken. Sie drückten gegen mein Knie, und jeden Stoß bekam ich doppelt mit.

Bei normalen Kräften hätte ich den anderen vielleicht abschütteln können, aber der Ober hatte mich fast bewußtlos geschlagen, und er schlang jetzt einen Arm um meine Kehle, um den Kopf zurückzuziehen. Seine Stimme erreichte mein Ohr.

Sie klang zischend und keuchend, auch voller Haß, als er sagte: »Ich schneide dir die Kehle durch. Wenn du den kalten Stahl der Klinge spürst, ist es bereits zu spät...«

Ich wollte mit dem Rücken hochbocken, selbst das gelang mir nicht, weil der Griff des anderen einfach zu hart war und mich

niederzwang. Allmählich bekam ich Angst, brauchte aber nicht über dieses Gefühl nachzudenken, denn ich bekam Hilfe.

Es war der Fahrer, dem ich meinen Ausweis gezeigt hatte. Er sprang buchstäblich über seinen eigenen Schatten, als er die Tür aufstieß und sich aus dem Fahrzeug wand. Daß er den Feuerlöscher in den Händen gehalten hatte, erfuhr ich erst später. Jedenfalls schlug er damit zu. Er hatte sich nicht getraut, gegen den Kopf des Obers zu schlagen, so traf er die Schulter, aber dieser Treffer reichte aus. Der Griff lockerte sich. Und ich sprengte ihn.

Es war ein verzweifelter Akt der Selbstverteidigung. Ich wuchtete mich hoch, die Arme auch, und mit den Ellenbogen traf ich ein Ziel.

»Laufen Sie doch weg!« hatte der Fahrer geschrien. Das konnte ich aber nicht, denn als ich auf den Beinen stand, erfaßte mich der Schwindel. Ich klammerte mich am Gestänge fest, mein Kopf pendelte, ich riß den Mund weit auf, und die pfeifende Luft drang bis tief in den Rachen. Mein Kopf hatte einiges mitbekommen. Ich hatte das Gefühl, er wäre mit Pudding gefüllt, und erst der Schrei ließ mich herumfahren. Nicht schnell, dazu war ich nicht mehr in der Lage, aber ich konnte erkennen, was geschehen war.

Aus dem Wagen fiel das Licht, und es traf auch meinen Lebensretter, der quer auf den beiden Vordersitzen lag. Nur seine Beine schauten noch aus dem Fahrzeug hervor. Im Gesicht blutete er. Dort hatte ihn der Stich mit dem Messer getroffen.

Ich tastete nach meiner Beretta, als Thomas wieder hochkam. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als würden seine Augen glühen, als er mich anschaute, auch die Bewegung sah und sie richtig deutete. Er zog sich zurück. Schnell und geschmeidig wie ein Schatten tauchte er im nächsten Augenblick in die nahe Finsternis, von der er verschluckt wurde.

Ich hatte das Nachsehen.

Zuerst mußte ich mich um den Mann kümmern. Auf dem Rücken lag

er. Seine rechte Gesichtshälfte war blutgetränkt. In der Wange klappte ein breiter Schnitt. Dort hatte ihn die Klinge getroffen.

»Das überleben Sie«, sagte ich ihm und griff in den Fond, wo auch die Autoapotheke lag.

Ich wollte ihn verbinden, dagegen hatte er etwas. »Nein, holen Sie sich den verdammten Mörder...«

»Okay, mache ich.«

Der Mann war wirklich in Ordnung. Sollte alles gut verlaufen, beschloß ich, mich bei ihm mit einer Kiste Whisky zu bedanken. Natürlich hatte dieser Ober es verstanden, die Gunst der Minute zu nutzen. Er war meinen Blicken entschwunden. Sicherlich lauerte er irgendwo vor mir in der Finsternis. Auch ich mußte zusehen, daß ich aus dem unmittelbaren Bereich der kleinen Lichtinseln wegkam. Ein wuchtig geschleudertes Messer war bei diesem Geräusch nicht zu hören.

Auch der andere besaß ein Messer. Sie schienen hier große Mode geworden zu sein. Noch besser als eine Pistole oder ein Revolver. Mit einer Klinge konnte er mich nicht so schnell überraschen. Noch immer rasten wir rumpelnd und zitternd durch den engen Tunnel. Jeden Stoß gaben die Waggons weiter. Ich, sowieso nicht mehr ganz auf der Höhe, kam mir vor wie ein Betrunkener. Nicht nur meine schwankenden Bewegungen trugen dazu bei, auch der Schädel, der auf das Doppelte angeschwollen zu sein schien.

Mit zitternden Knien bewegte ich mich weiter. Es war mir jetzt egal, ob man mich sah oder nicht, deshalb stützte ich mich auch an den geparkten Wagen ab.

Vor mir schaltete abermals jemand die Innenbeleuchtung ein. In dem Fahrzeug neben mir auch. Ich sah das Erschrecken der beiden Insassen. Das junge Mädchen schaffte es gerade noch, seinen Rock wieder über die Knie zu ziehen.

Dafür blieb die Bluse offen, doch für so etwas hatte ich keinen

Blick, denn ich mußte weiter.

Ein zweitesmal sollte es dem anderen nicht mehr gelingen, mich zu überraschen.

Als bei dem Wagen vor mir die Innenbeleuchtung aufstrahlte, hatte ich für einen Moment geglaubt, einen Schatten zu sehen. Das konnte natürlich auf einer Täuschung beruhen, ich aber wollte sichergehen und orientierte mich in dieser Richtung.

Das Einschalten der Innenbeleuchtung hatte eine Kettenreaktion zur Folge. In allen Wagen wurde es hell, so daß dieses Licht aus den Fahrzeugen rasende Geisterautos machte.

Ich konnte jetzt besser sehen, meinen Gegner aber trotzdem nicht entdecken. Kein Insasse stieg aus. Ein sehr großer Vorteil, da der Teufelsdiener bestimmt keine Rücksicht nehmen würde. Ich sah auch die Tunnelwände. Als grauschwarze Schatten huschten sie mit rasender Geschwindigkeit vorbei. Hin und wieder passierten wir eine Positionsleuchte an der Wand, ansonsten fraß uns weiterhin das düstere Maul des Lötschbergs.

Wie lange waren wir unterwegs?

Genau konnte ich es nicht sagen. Bei dieser Anspannung verging die Zeit zu langsam.

An der rechten Seite der abgestellten Wagenschlange bewegte ich mich vorbei. Bei jedem Fahrzeug, das ich passierte, sah ich die Gesten der Insassen die mir klarmachen sollten, daß ich zu verschwinden hätte. Ich ging weiter.

Im Tunnel befand sich eine Kurve. In sie jagte der Zug hinein. Ich bekam die starke Fliehkraft zu spüren, die mich von den Beinen gerissen hätte, wäre es mir nicht rechtzeitig gelungen, mich festzuhalten. So wie mir mußte es auch dem Teufelsdiener ergehen, und ich starrte scharf nach vorn, ob ich ihn nicht doch noch entdeckte.

Nur mehr zwei Wagen befanden sich vor mir. Hielt sich Thomas

vielleicht zwischen ihnen auf? Nein, er hatte seinen Platz auf einem Autodach gefunden. Flach wie eine Flunder hatte er dort gelegen und durch seine gespreizten Arme Halt bekommen.

Obwohl ich am Rücken keine Augen besaß, sah ich ihn. Im rechten Außenspiegel des zweitletzten Wagens erkannte ich die Bewegung in meinem Rücken. Der Körper war sprungbereit, auf Händen und Knien hielt er sich, um sich in meinen Nacken zu wuchten. Ich wirbelte herum und schleuderte meinen rechten Arm mit der Beretta in die Höhe.

Da sprang der andere.

Und ich schoß!

Verfehlen konnte ich ihn nicht. Er mußte förmlich in meine Kugel hineinfallen, und das wäre auch geschehen, wenn mir der Zufall oder die Strecke nicht einen Streich gespielt hätte, denn genau in diesem Augenblick fuhr der Zug aus der Kurve. Ob ich wollte oder nicht, die Bewegung mußte ich einfach mitmachen, und so verfehlte meine Kugel ihr Ziel. Und auch der Sprung des Obers geriet außer Kontrolle. Statt auf mich zu fallen, knallte der Mann auf den Kofferraum des neben mir parkenden Wagens. Der dunkle Volvo wurde durchschüttelt und schwankte noch stärker als normal.

Ich flog nach hinten, gleichzeitig auch nach rechts. Nicht sehr schnell, eher im Zeitlupentempo, aber mir gelang es nicht, mich dagegen zu wehren. Da ich die Beretta nicht aus den Fingern geben wollte, gelang es mir nur, mich mit einer Hand festzuklammern. Zum Glück fand ich einen der senkrechten Stäbe.

Die Menschen neben mir im Auto hatten jetzt gesehen, daß ich eine Waffe besaß. Sie dachten wohl an einen Überfall und verriegelten schnell die Türen.

Ich fing mich wieder.

Zudem hatte ich mich inzwischen an diese ungewöhnliche Zugfahrt

gewöhnt. Irgendwie würde ich den Hundesohn schon kriegen, das stand für mich fest. Zudem mußte auch er seine Mühe gehabt haben, gegen die Fliehkraft anzukämpfen.

Wo hielt er sich versteckt?

Zuletzt hatte ich ihn auf dem Kofferraum des Volvos liegen sehen, aber da war er nicht mehr. Als ich zwei Schritte vorging, auf den Kofferraum, und in die Lücke zwischen den beiden hintereinander abgestellten Wagen schaute, sprang er plötzlich hoch.

Er kam wie ein Kastenteufel, wie ein Geist oder wie ein Gespenst. Jedenfalls war er da und zu allem entschlossen. Hinter dem hochgerissenen Messerarm sah ich sein Gesicht, und es war zu einer schrecklichen Fratze entstellt. Im Licht der schummrigen Beleuchtung wirkte es sowieso noch schlimmer, als es tatsächlich war, und der Stoß mit dem Messer kam präzise, gnadenlos und schnell. Ich zuckte zur Seite, drehte die Waffe und wollte schießen, als er mich ansprang.

Wrendig wie eine Katze war er. Sein Arm schien immer länger zu werden, und die fünf gespreizten Finger hatten sich als Ziel mein rechtes Handgelenk ausgesucht. Er packte zu.

Nicht genau bekam er es zu fassen, dafür schrammten seine Fingernägel über die dünne Haut an der Innenseite des Gelenks und rissen dort blutige Furchen. Mit der rechten Hand wollte er mir gleichzeitig das Messer in den Körper stoßen.

Ich hatte mehr Glück. Den linken Arm riß ich hoch, und meine Finger umschlossen sein Gelenk wie eine Klammer, so daß es mir durch diese Abwehr gelang, seinen tödlichen Messerarm abzublocken. Dicht vor meinem Gesicht war die Klinge zur Ruhe gekommen. In den folgenden Sekunden kam es darauf an, wer die stärksten Kräfte besaß. Unser Kampf spielte sich in dem engen Raum zwischen Wagen und Trenngitter ab, wobei ich mit dem Rücken zur Absperrung stand und durch die Kraft des anderen in Gefahr geriet,

über sie hinweggeschleudert zu werden.

Er war kleiner als ich, auch schmaler, aber er besaß Kräfte, die man ihm kaum zutraute. Es gelang ihm, meine rechte Schußhand so zur Seite zu drücken, daß die Mündung nicht mehr auf ihn, sondern ins Leere zielte. Aufgeben wollte er um keinen Preis.

Mit Entsetzen stellte ich fest, daß in seinem rechten Messerarm mehr Kraft steckte als in meiner abwehrenden Linken.

Das Messer kam näher...

Die blanke Klinge zeigte noch einige Blutstropfen! »Ich kriege dich!« brüllte er. »Verdammt, ich kriege dich!«

Da riß ich mein Knie hoch. Einmal, zweimal, dreimal. Es waren wuchtige Stöße, die ihn zusammenzucken ließen und die Kraft aus seinem Körper trieben.

Er sackte nach unten, zog sich zurück, berührte schon mit seinen Knien den Boden. Ich richtete die Mündung der Beretta auf ihn, als er sich noch einmal mit aller ihm zur Verfügung stehender Kraft in die Höhe wuchtete und mit stoßbereiter Klinge auf mich zusprang.

Ich wich mit einem huschenden Sidestep aus.

Damit hatte er nicht gerechnet und zudem den Sprung auch sehr hoch angesetzt, so daß er über die Abtrennung hinwegflog und plötzlich gegen die Innenwand des Tunnels klatschte.

Noch in derselben Sekunde wurde sein Körper zu einem rasenden, sich überschlagenden Etwas, das fast von dem beißenden und scharfen Fahrtwind zwischen Wand und Zug in halber Höhe gehalten wurde, bevor die Erdanziehung stärker wurde und der Körper vor meinen Augen in der Tiefe verschwand.

Der Sog riß ihn zwischen die Räder, und ich glaubte, noch das Rumpeln zu hören, als er mehrere Male überrollt wurde.

Es gab ihn nicht mehr.

Er war verschwunden.

Ich stand da, hatte den Mund geöffnet und atmete. Die Luft zog ich

pfeifend ein, spürte jetzt wieder den Druck im Schädel und wunderte mich, daß der Sauerstoff so rein schmeckte. Daß wir den Tunnel verlassen hatten, merkte ich nicht einmal, da ich nach vorn gefallen war und über dem Kofferraum eines Wagens lag.

Erschöpft und erledigt, aber als Gewinner!

So richtig bewußtlos bin ich nicht geworden, obwohl ich kaum mitbekam, was um mich herum geschah. Irgend jemand hob mich an, dann wurde ich weggetragen und hatte plötzlich den Wunsch nach Schlafen und träumte gleichzeitig davon, in meiner Wohnung und in meinem eigenen Bett zu liegen. Es blieb ein Traum.

Als ich die Augen öffnete, erkannte ich die Wahrheit. In einem Sanitätsraum hatte man mich verfrachtet. Um mich herum standen drei Männer. Zwei davon waren Polizisten. Der dritte, ein Sanitäter, verarztete meine Platzwunden an der Stirn.

»Wenn Sie fertig sind, haben wir einige Fragen an ihn.«

»Sie können jetzt schon fragen. Wenn Sie nur einen Schluck zu trinken hätten...«

»Aber keinen Alkohol«, warnte der Sani. »Klar.«

Ich bekam kaltes Wasser, leerte das Glas mit kleinen Schlucken und ließ auch zu, daß mir ein Pflaster auf die Stirn geklebt wurde. Danach stand ich auf.

Es war nicht so einfach, denn meine Beine zitterten. Auf einer Bank fand ich einen Platz.

Davor standen ein Tisch und zwei Stühle, auf die die beiden Polizisten ihre Plätze fanden. »Man hat uns aus Kandersteg alamiert«, erklärten sie mir. »Ein Herr Stahlmenger...«

»Ja, ich weiß Bescheid.«

»Und? Wie erklären Sie sich das?«

»Hier.« Ich griff in die Tasche, holte den Ausweis hervor und ließ ihn über die blanke Platte des Tisches rutschen.

Während sich die Beamten mit dem Dokument beschäftigten, dachte ich über den letzten Kampf nach. Ich hatte alles geben müssen und viel Glück gehabt. Und oft sind es diese kleinen Dämonen, dämonischen Diener oder die oft harmlos erscheinenden Gegner, die einem Menschen wie mir alles abverlangten.

Manchmal mehr als die Dämonenfürsten.

Daß Thomas, der Drahtzieher im Hintergrund, erledigt war, davon konnte ich ausgehen. Selbst ein Zombie hätte so etwas nicht überstanden. Wahrscheinlich würde man ihn kaum mehr identifizieren können.

»Dann sind Sie ja ein Kollege«, sagte der Schweizer Beamte, als er mir meinen Ausweis wieder zuschob.

»Sicher.«

»Und was haben Sie auf dem Zug zu suchen gehabt?«

»Einen Mörder«, erwiderte ich. »Einen verfluchten Mörder, aber den gibt es nicht mehr. Er ist überrollt worden.«

Die Tür wurde geöffnet, und der Sanitäter brachte den Mann herein, der mir das Leben gerettet hatte. Ich konnte dabei zuschauen, wie er einen fachmännisch angelegten Verband bekam. Wir grinsten uns dabei zu, auch wenn die Polizisten noch so viele Fragen hatten.

»Das können wir alles klären, wenn Sie mir ein Gespräch nach London gestatten.«

»Gern!«

Ich klingelte Sir James aus dem Bett. Es wurde ein längerer Dialog, und mein Chef versprach mir, sich so rasch wie möglich mit den Schweizer Behörden in Verbindung zu setzen, um alles zu regeln. Danach gratulierte er mir dazu, daß es mir gelungen war, die Zombie-Pest zu vernichten.

»Es war ein toller Vatertag«, sagte ich.

»Toll?«

»Nein, Sir, höllisch.« Damit legte ich auf und wandte mich an

meinen Lebensretter. »Ich möchte Ihren Namen und die Anschrift erfahren, denn ich bin Ihnen noch etwas schuldig.«

»Was ich getan habe, war meine Pflicht«, wiegelte er ab.

»Dennoch möchte ich Ihnen als kleines Dankeschön eine Kiste Whisky zukommen lassen.«

Für einen Moment schaute er erstaunt. »Ja!« rief er dann. »Das ist natürlich ein Wort. Sogar ein feuchtes...«

Wir lachten beide...

ENDE